

Achim Roscher · Heimat deine Sterne

Achim Roscher

Heimat deine Sterne

Erzählungen

neues leben

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Ticktack oder Damals in L. | 7 |
| Das gute Clärchen oder So spielt ähm 's Lähm | 25 |
| Das magische Auge oder Durchmarsch | 42 |
| Auf dem Hochsitz oder Umgang mit Scharteken | 53 |
| Heimat, deine Sterne oder Wenn Frieden einkehrt | 71 |
| Schwarzflosse oder Der Goldfisch im Abrohr | 91 |
| Ranziehglass oder In leserlicher Fraktur | 111 |
| Gemenschte Wölf allhier oder Komm du! | 126 |
| Rasputin oder Rotkäppchens Zeugenschaft | 142 |
| Hase im Pfeffer oder Verdrängung der Mythen | 157 |
| Mord oder Tötung oder Ein Merkmal von Dauer | 171 |
| Kausalanalyse oder Ein Wirkungsquant fliegt durch das Dorf | 188 |
| Lehrzeit oder Vom Murkskarl zu Karl Marx | 204 |
| Jünger von Jöte oder Wie lange dauert ein Traum? | 223 |
| Freundschaftsdienst oder „Kennen S' die Sach mit 'n Kamel'n?“ | 240 |
| Der Ordnung wegen oder „Brecht ist mir immer teuer gewesen“ | 253 |
| Der Kostgänger oder Vom bunten Vogel Marietta | 270 |
| Schatzgräberei oder Bücher haben ihre Schicksale | 276 |
| Franzi und Tschibi oder Rettung aus teuflischer Situation | 290 |
| In verdächtiger Gesellschaft oder Gisl Kischs Tränen | 302 |
| Musikalbumserie oder Ludwig Renns Vermächtnis | 319 |
| Brief und Siegel oder Opfer für Moloch | 338 |
| Ein Solo in Blech oder Die Herren von Niere und Blase | 350 |
| Die Überidee oder Urworte sächsisch | 361 |

| | |
|---|-----|
| Auf dem Gnitz oder August erzählt | 371 |
| Realabstraktionen oder Die Seemannsbraut im Klostergarten | 381 |
| Ilse Bilsse oder Im Wort der Vergangenheit | 395 |
| Die moosgrüne Hose oder Springt der Floh zum Fenster 'naus | 399 |
| Kuckuck im Nest oder Der Schneider von Ulm | 417 |
| Geiger mit Ziege oder Suche nach einer verlorenen Zeit | 447 |
| Gemeines Licht oder Das Schweigen der Laienbrüder | 461 |

Ticktack Damals in L.

Dor Schunge läßt! Mit diesen Worten soll meine Großmutter Emma erregt die Ladentüre aufgerissen und verdutzten Passanten meinen Eintritt ins Leben mitgeteilt haben. Das und anderes erzählte mir später Tante Alma, die älteste Schwester meiner Mutter, die Zeugin der Kundgabe gewesen sein wollte. Die Leute hätten sich über die aus dem Häuschen geratene Matthesen gewundert und gedacht, daß mit ihr was nicht stimme. Doch sie war nur freudig erregt, da die Schwierigkeit, die man vermutet hatte, durch fachkundigen Griff des stadtbekanntesten Geburtshelfers zu beheben gewesen war. Mein erster Schrei schien der Uhrmacherswitwe dem Anschubsen eines Gangwerks gleich, von dessen Regelmäßigkeit sie sich mit dem Ebenholzhörrohr überzeugt hatte. Ein männlicher Familienzuwachs war ihr wichtig gewesen, ein Nachfolger fürs Geschäft, falls Siegfried, der Sohn des Sohnes Bruno, einen anderen Weg gehen würde. Sie wird dabei mehr an berufliches Desinteresse als an tragisches Geschehen gedacht haben, mit dem Schlimmsten rechnet man nicht, schon gar nicht schon wieder durch einen Krieg, der ein gutes Jahrzehnt nach dem vorigen, den man bald nicht mehr den letzten, sondern den zweiten nennen würde, noch außer Betracht war. Daß er schneller kam als vermutet und fast alle jungen Männer der verzweigten Familie fordern würde, wäre ihr unvorstellbar gewesen. Nein, reine Freude hatte die Oma überschäumen lassen, sogar eine Puppe hatte sie ins Schau- fenster stellen wollen, erzählte Tante Alma: Meine jüngste Tochter Charlotte hat am heutigen einem Jungen des Namens das Leben geschenkt. Die Botschaft hatte sie

im voraus auf eine Papptafel schön schreiben lassen. Nur Tag und Namen hätte man noch einfügen müssen. Aber das hatte sie überschusselt, und den für mich vorgesehenen Namen wußte sie ohnehin nicht, meine Eltern hatten ihn ihr im voraus nicht verraten, weil es Unglück bringe. Sie hatten sich nur auf eine Mädchen- und Jungenvariante festgelegt und jeweils den ersten im alphabetischen Verzeichnis weiblicher und männlicher Vornamen des Familienbuchs ins Auge gefaßt. „Wenn's ä Schunge wird, dann bloß kee Max“, weil schon sein Vater und dessen Vater Max hießen. Da kam Oma bissel durcheinander. Gegen das Aufstellen der Botschaft zwischen Uhren, Ringen und Ketten der Auslage hatte sich allerdings Bruno mit dem Wort Heckmeck gesperrt. Das lückenhafte Schild habe nur von Freitag bis Montag gestanden. Nicht, daß der älteste Bruder etwas gegen seine jüngste Schwester gehabt hätte, aber so etwas gehöre nicht in eine moderne Dekoration. Er war nun der Inhaber des Ladengeschäfts und als Uhrmachermeister, gleichsam der Fortführer dessen, was sein Vater, Friedrich Emil Matthes, als Wanderuhrmacher in den Dörfern um Rochlitz nach „glücklicher Vermehrung der Kenntnisse und Vervollkommnung in seinem Beruf“ in der Limbacher Jägerstraße eröffnet hatte. Es befand sich in einem stattlichen Wohn- und Geschäftshaus, das Mitte des 19. Jahrhunderts der Kaufmann Gottlieb Paul auf einem von Baron von Welck erworbenen Grundstück am Kellerberg errichtet hatte, und es war eine gute Adresse an der Hauptstraße, die sich zur Eröffnung eines Geschäfts für „Uhren, Gold- und Silberwaren, Gramophone, Musikwerke und Nähmaschinen“ anzubieten schien. So stand es später in großen Lettern über den Schaufenstern – mit fehlendem „M“ der Gramophone und überflüssigem „E“ der Nähmaschinen – Fehler, die wohl die wenigsten erkannt haben werden. Selbstbewußt reckte sich der vierstöckige rote Klinkerbau mit Fenstergiebeln, Gesimsen, markantem Erkertrakt samt aufragendem Pyramidendach und ziselierter

Windfahne in der Straßenzeile zwischen dem alten Rathaus und der Weinhandlung „Zum Rheingau“. Mit diesem Haus verbinden sich meine frühesten Erinnerungen. Natürlich wurde mir, wie üblich, später manches erzählt, was sich mir als selbst wahrgenommen eingepreßt hatte – zum Beispiel, daß ich bei meiner Taufe knapp ein Jahr nach der Geburt zum Vergnügen der Anwesenden aus voller Brust – lala-lala, la-la-la – mitgesungen und Pfarrer Wenke von der Stadtkirche Mühe gehabt habe, sich das Lachen zu verkneifen. Doch meine ich, die Bündel der melbernden Sonnenstrahlen des Augusttages 1933, die durch die hohen Rundbogenfenster ins Kircheninnere fielen, als Originaleindruck in meinem Gedächtnis gespeichert zu haben wie auch das Zuflüstern meiner Patin Alice, endlich – pst-pst – den Schnabel zu halten. Mag sein, manches Erlebte und Erzählte verschmilzt zu jener Symbiose, die Goethe Dichtung und Wahrheit genannt hat. Dennoch, wenn ich später meine Eltern nach diesem oder jenem Begebnis fragte, wußten sie von nichts und gaben sich überrascht, daß bei manch wunderlichem Geschehen manchmal ich dahintergesteckt hatte. Saß ich auf der Schemelbank in der Küche und tunkte Zwieback in den Kakao, überkam mich bisweilen der Drang, mit dem langen Rohrstab der Staubfeder gegen den Glühstrumpf der Gaslampe zu klopfen, bis er in grauweißen Flöckchen zu Boden schwebte: Sommerschnee. „Ach“, rief meine Mutter, als ich es später erzählte, „du bist das gewesen.“ Oder wie der Froschkönig auftauchte, ein zum Hüpf tier verkleideter Erdal-Werber. Durch das Lärmen der ihm folgenden Kinder war ich auf ihn aufmerksam geworden. Ich sah ihn die Jägerstraße, die nun Adolf-Hitler-Straße hieß, herabwatscheln und mit großen Patschpfoten winken und grüne Blechfrösche verteilen, die er aus einer Tasche am Bauch holte. Wenn man sie drückte, machten sie kwack, und wenn man den Druck aufgab, kweck. Der Frosch-Mann hatte mich auf der Terrasse des Ladenvorbaus bemerkt und mir mit einem lauten

Kwaaak einen solchen Hüpfen hochgeworfen. Er war zwischen den Blumenkübeln gelandet und glubschte mich an. Ich steckte ihn in die Schürzentasche und hütete mich, es Mutter und Großmutter zu erzählen, weil ich fürchtete, daß sie mir den Frosch wegen der scharfen Blechkanten wegnehmen würden. Ich holte ihn noch einige Male verstohlen hervor, redete auf ihn ein und machte kwack-kweck. Danach versteckte ich ihn schnell in der Sofaritze, aus der anderntags Tante Paula die Hand blitzschnell zurückzog und Blut vom Finger leckte. Geschah ihr recht, warum hatte sie auch ihr feuchtes Schneuztuch zu meinem Frosch stecken wollen.

Natürlich wartete ich fortan auf den Froschmann. Doch er kam nicht wieder, dafür eines Tages ein als Schornsteinfeger verkleideter Stelzenläufer mit engen Hosenröhren und Zylinder; eine Leiter hatte er auch bei sich. Er warb für die Firma Nigrin, die jedoch keine Frösche verschenkte, sondern kleine Schuhcreme-Dosen mit einem modernen Deckelöffner. Was sollte ich mit denen anfangen? Doch blieb ich neugierig auf alles, was auf der Straße geschah, fuhr mit meinem Dreirad ans eiserne Geländer, sah dicke Pferde, die, getrieben vom *Hobo!* der Fuhrleute, schwere Wagen bergauf zogen, wartete auf den gelben Postbus bergab, der mit aufheulendem Motor sein Tempo drosselte, freute mich über chromblitzende Autos von Kunden, die vor unserem Haus parkten, und winkte Leuten, wenn sie von der gegenüberliegenden Straßenseite zur großen Dreiseit-Uhr über dem Ladeneingang guckten und ihre Taschenuhren stellten. Was direkt unter dem Geländer auf dem Gehsteig geschah, entzog sich meinem Blick. Da deutete ich Geräusche und freute mich, die Türglocke an der Ladentüre zu hören: Dalim-delam, delam-dalim.

Auch den Laternenanzünder bekam ich nie zu sehen. Wenn es dunkelte, wippte vorm Wohnzimmerfenster eine Stange mit einem Haken vorbei, die dann nach oben ausfuhr und an einem Ring an der Schnecke des hohen Mastes zog.

Strahlte der *Brenner* auf, ergoß sich über die Straße weißliches Gaslicht, das durchs Fenster fiel und die Muster der Gardine auf der Wand zu Figuren formte, bevor Großmutter leise *Guten Abend, gute Nacht* sang, während meine Eltern die Vorhänge zuzogen, um mich ins *Traumparadies* zu entlassen. Danach lauschte ich noch eine Weile mit angehaltenem Atem dem Tick und Tack der Wanduhren unten im Laden, das vom auftrumpfenden Schlag des Westminstergongs großer Standuhren übertönt wurde, die ich nicht mochte, weswegen Großmutter ihren Sohn anwies, sie abends anzuhalten. Nicht genug bekommen konnte ich hingegen vom silbernen Glöckchen der Kaminuhr in unserem Wohnraum. Wenn es zu hören war, rannte ich in die Küche, um den Kuckuck zu sehen, der die Obertüre des Uhrenhäusels aufriß und mit heiserer Terz nickend rief, während Großmutter mitzählte. So begann ich Zahlen und Zeit kennenzulernen.

Als mein Vater, nun zum Effektenkaufmann spezialisiert, von der Filiale der Allgemeinen Creditanstalt in die Chemnitzer Hauptgeschäftsstelle versetzt worden war, wurde ein Umzug notwendig, obgleich ihm der Verbleib in der ruhigeren Kleinstadt lieber gewesen wäre, wo er einen *Stamm guter Kunden* aufgebaut hatte. Auch verließ er sein schönes Büro im Oberstock des Bankhauses nur ungern, von dessen Erkerfenster aus er eine junge Frau auf der Terrasse gegenüber als seine Begehrte erkannt hatte. Doch galt es auch, dem Wunsch Bruder Brunos zu folgen, der mit seiner Familie in die über dem Geschäft liegende große Wohnung zu ziehen wünschte. Für Großmutter war genug Platz im rückwärtigen Quertrakt, in dem sie ihr *Altenteil* erhalten sollte. Da mußten Wände gesetzt und Türen eingebaut werden, vor allem sollte ein Bad mit einer modernen Gastherme Platz finden. Gern sah ich den Bauleuten zu, die mir aus Zeitungspapier einen Spitzhelm falteten, wie auch sie ihn bei der Arbeit an der Decke trugen. Ich wollte nicht fort, als der Möbelwagen zur

Abfahrt bereitstand, doch mein Vater versüßte mir den Abschied, indem er mir die Mitfahrt in dem großen Auto versprach, in dessen Kanzel ich neben dem Fahrer auf dem Schoß meiner Mutter wünschte, daß mich viele so sehen könnten. Kaum hatten wir uns in Chemnitz eingerichtet – noch fehlten Stühle zur neuen Reformküche –, kam Tante Alma mit dem Fahrrad gehetzt: „Gottogott!“, schluchzte sie, „Unsere Emma is tot, vergiftet!“ Ein Installateurgeselle hatte ein Gasrohr nicht richtig verschlossen. „Bloß ä Glück, daß der Kleene nä bei der Oma gebliehm is!“

Natürlich war die kleine Industriestadt mit unserem Wegzug und dem Tod der Großmutter für meine Eltern und mich keineswegs *abgehakt*. Vor allem meiner Mutter blieb sie *Heimat*, und oft meinte sie später unbedingt mal zu ihren Geschwistern zu müssen, zu ihrem Bruder vor allem, der *bongforzionös* im Elternhaus wohnte mit seiner Frau Flora – dem Florchen, das nun gerne *bissel fein tat* – und Sohn Siegfried, dem vorgesehenen Nachfolger des Gewerbes, der noch zu lernen hatte. Außerdem wohnte *im Sprengel* Schwester Paula mit dem *lauten Organ*. *Man hört se noch auf 'm Markt dewern*, wie Onkel Oskar foppte, ihr Mann, der pyknische Schneider. Seine behenden Sprünge auf den blankgescheuerten Arbeitstisch faszinierten mich ebenso wie die Art, seine Beine zu kreuzen und über den Knien mit *Saustichen* die Stoffteile zu heften, um sie bei der Anprobe mit Kreidestrichen zu bemalen und ritsch-ratsch wieder *abzuruppen*. Die älteste, kinderlos gebliebene Schwester Alma wohnte *glei um die Ecke*. Ihr Mann, Curt, hatte während der Arbeitslosenzeit als Wirkermeister keine Anstellung gefunden und war deswegen einem guten Angebot nach Mailand gefolgt, aber wenige Jahre später zur Verlängerung seines Passes nach Deutschland zurückgekehrt, wo man ihm die Wiederausreise verwehrt hatte. Man schrieb das Jahr 1936. Nun mußte er auf der Hut sein, denn daß er *unzeitgemäße Ansichten* vertrat, war bekannt. Später hatte ich ihn die in Adolf-Hitler-

Straße umbenannte Jägerstraße *Jäger-Hitler-Straße* nennen hören. Überhaupt hatte er, wie Tante Alma meinte, eine zu lockere Art, *de Sätze ungesiebt aus der Gusche loofen* zu lassen. Ohne es böse zu meinen, verprellte er leicht. Bisweilen trübte seine Direktheit sogar das Herzensverhältnis der Geschwister. Tante Paula hörte ich sagen, daß der *Pieprich bei jeder unpassenden Gelegenheit was Passendes raushaut*, während Onkel Curt sich mit dem Vorschlag revanchierte, *ibr tapferes Schneiderlein solle mal ihre Schnappe Stückel zunähn*.

Mir machte dergleichen großen Spaß. Vor allem bei Familientreffen stellte ich die Ohren auf, um solch lustige Sätze aufzuschnappen, die Tante Alma meistens mit einem *Gotteigott* quittierte. Sonst passierte wenig, ich saß gelangweilt herum. Die Cousinen und Cousins waren älter und *gingen schon ihrer Wege*, so daß ich quengelte, wieder nach Hause zu meinen Freunden zu kommen. „Torwier nä so, hier gibt's doch ooch Schungs!“ sagte meine Mutter, aber wo sollte ich sie denn finden, wenn unsere Besuche sich immer nur über einige Stunden erstreckten? Daß wir immer am Wohnhaus eines fast Gleichaltrigen vorbeigingen, der mir vielleicht ein Freund hätte sein können, war nicht zu ahnen. Und wäre ich ihm über den Weg gelaufen, hätten wir wohl kaum voneinander Notiz genommen. Erst vier Jahrzehnte später bemerkte ich, daß die kleine Industriestadt nicht nur in materieller Hinsicht – in puncto Wirk- und Webwaren – ihren guten Ruf weit über ihre Grenzen getragen hatte, sie zählte auch einen Guten-Ruf-Träger geistiger Art zu den Ihren, einen später mit Preisen geehrten Schriftsteller, dessen poetische Texte den Flecken am Pleißenbach in die Geschichte der deutschen Literatur eingeschrieben haben: Gert Hofmann. Seine Bücher bekam ich erst spät in die Hand, weil der Autor *im Westen* lebte, „Die Denunziation“ zum Beispiel oder „Veilchenfeld“, Erzählungen, die mich nicht der regionalen Momente, sondern des Versuchs wegen ansprachen,

das alltägliche schrittweise Zerstören des Lebens einzelner – der Eheleute Silberstein und des Intellektuellen Veilchenfeld – als Vorboten globaler Menschenvernichtung literarisch zu thematisieren, die schleichende Gewöhnung an das Absurde als vermeintlich Normales, den als Beamtenkorrektheit bemäntelten Kadavergehorsam, die in vermeintlichem Wertekanon proklamierte Intoleranz. Die Substanz des Erzählten, so empfand ich, spiegelt Realitäten unserer Gemeinsamkeit, beschränkt sich jedoch nicht auf vergleichbares Erleben lokalen Zuschnitts. Dem Gelehrten Veilchenfeld wird auf dem städtischen Rathaus die Staatsangehörigkeit auftrumpfend aberkannt: „... kraft der mir verliehenen Befugnisse entziehe ich Ihnen hiermit ...“, mehr noch: er wird amtlich stigmatisiert. Doch es griffe zu kurz, das Augenmerk auf den Ort zwischen *Großem Teich* und *Hohem Hain* fokussieren zu wollen, zumal die den poetischen Texten unterlegte Topographie alles dem Lokalen und Regionalen zu entheben scheint. L. ist Limbach und ist es nicht, steht synonym für manch x-beliebigen Ort klein oder groß, Ost oder West, Süd oder Nord – wäre da nicht „Der Kinoerzähler“, ein Roman – später auch Film (mit Armin Müller-Stahl) – von detailträchtiger Opulenz und poetischer Realistik über eine Kindheit und Jugend an einem Straßenkreuz, an dem sich die *Flohkiste* befunden hatte, das erste Limbacher Kino, in dem der Großvater des Autors den Zuschauern *lebende Bilder* des Stummfilms und danach dem Enkel *seine* Sicht auf die Welt erklärt hat. Zu Hofmanns und meinen Kindertagen gab es längst Tonfilme, hatte auch Limbach ein modernes Kino, war das „Apollo“ Dietrichs Eck-Café zugeschlagen worden, in dem meine Mutter Eclairs kaufte, bevor wir Verwandte und Bekannte, mal auch ihre ehemaligen Schulfreundinnen besuchten. Wären wir, Gert Hofmann und ich, uns begegnet – in der Schule, im *Völkerkampf* des Jungvolks oder in Banden-Runden vielleicht – wir hätten Erlebtes und Gehörtes ausgetauscht und uns auch Geschichten von Filmen erzählt,

mit denen ich, nachdem wir nach Chemnitz gezogen waren, aufwarten konnte, bevor sie nach Limbach gelangten: „Reitet für Deutschland“ (mit Willy Birgel), „Friedrich Schiller“ (mit Horst Caspar und Heinrich George) und „Quax, der Bruchpilot“ (mit Heinz Rühmann), bei dem einige meiner Freunde vor Lachen in die Hosen gepinkelt hatten; die Sitzpolster verrieten es, als das Licht anging. Über die Filme, von denen Gert Hofmann durch seinen Großvater erfahren hatte, wußte ich nichts, nichts von der „Verlogenen Moral“ (mit Adele Sandrock und Eugen Klöpfer), dem „Golem“ (mit Paul Wegener und Ernst Deutsch), „Dem alten und jungen König“ (mit Emil Jannings und Werner Hinz). Aber hätten mich diese Storys überhaupt interessiert? Und wären sie Gert Hofmann mitteilenswert gewesen?

Darüber zu sprechen, ergab sich ein halbes Jahrhundert später Gelegenheit, als wir uns 1991 bei einer Lesung seiner Erzählung „Empfindungen auf dem Lande“, einem poetischen Parodiestück gegen Fremdenhaß, in der Berliner Akademie der Künste zum ersten Mal begegneten. Sein Roman „Der Kinoerzähler“ war gerade erschienen, da lag ein Plausch über den Ort der Handlung nahe. Ich erzählte von unseren dort ansässig gewesenem Verwandten und Bekannten, vor allem aber von mancher Besonderheit wie einem verbotenen Hören Thomas Manns in einer von dem *Feindsender* BBC ausgestrahlten Ansprache und über deren riskanten Empfang im Kreis einer Hausmusikgruppe in L. „Das ist doch ’ne tolle Story“, meinte Gert Hofmann und fragte, wo sich das Haus mit der Dachstube befunden habe. Ich beschrieb es, es war nur einen Sprung von dem entfernt, in dem er geboren war, und beide standen noch, waren dem Abriß noch nicht zum Opfer gefallen wie auch nicht das stattliche Haus in der Adolf-Hitler-Straße, die nach Kriegsende wieder in Jägerstraße rückbenannt worden war. Er schreibe, sagte Hofmann, gerade an einer Ehegeschichte, die er aus der Sicht eines Halbwüchsigen, partiell seiner eigenen, erzähle. In ihr gebe

es auch eine Begegnung mit dem großen Lübecker. Der Vater des Ich-Erzählers, ein skurriler Schriftsteller, tauschte sich mit dem Autor des „Krull“ brieflich über ein gewisses *Festsitzen* beim Schreiben aus – eine vermessene Fiktion. Diese Episode, den Beginn des Romans „Das Glück“, überließ Hofmann der „Neuen Deutschen Literatur“, der Zeitschrift, bei der ich arbeitete, zum Vorabdruck. In einem Interview äußerte er sich über sein *Lebensmaterial* für das Schreiben. Eine Jungenfreundschaft konnte zwischen uns nicht entstehen, daß sich nun eine Männerfreundschaft ergebe, fanden wir drollig. Aber auch dieser war keine Dauer beschieden. Dem Autor blieben nur noch zwei Jahre Lebenszeit, um über ein dreizehnjähriges *Kind armer Leute in einer schlimmen Zeit* zu erzählen, die dem „bucklicht Männlein“ Georg Christoph Lichtenberg, dem geschätzten Professor der Experimentalphysik und geistreichem Aphoristiker der deutschen Aufklärung, zu Diensten ging, mehr noch: die Liebe seines Lebens wurde „Die kleine Stechardin“. Wiederum schickte der Autor ein Textstück zum Vorabdruck, und schrieb eigens dazu einen Essay über *das Zeug, aus dem Träume und Geschichten sind, die man, im Glücksfall, nicht so leicht vergißt* – „Neue Lügen“. Es war nicht zu ahnen, daß er sein Kredo sein könnte. Noch einmal telefonierten wir miteinander, es wurde ein sehr langer Austausch über Vergangenes und Verdrängtes, bei dem uns schien, als ginge es mehr um Gegenwärtiges und Bedrängendes – wie meistens, wenn die Rede auf Deutschland kommt. „Schade doch“, sagte er, „daß wir uns damals nicht kennenlernen konnten, langweilig war es schon in dem Nest, oft blieb man mit sich allein. Vielleicht bin ich deswegen Schriftsteller geworden.“

Ich hatte dieses Mit-mir-allein-Sein in Limbach durch Befriedigen meiner Neugier zu überbrücken gesucht. Es war kein ausgedachtes Verhalten, aber ich spürte, daß ich in der kleinstädtischen Intimität durch das *Zugucken* bei den unterschiedlichsten Handwerkern auf den Höfen der Verwand-

ten Erfahrungen gewinnen konnte, die mir in der Großstadt kaum beschieden sein konnten – beim Bäcker, durch dessen Ofenraum ich Zugang zur Backstube fand; beim Schuhmacher, wo ich Täckse einschlagen durfte – es kam mir nach Kriegsende zugute –; beim Klempner, der mir das Biegen und Börteln von Blechen erklärte; in der Weberei, deren *Stuhlmeister* Onkel Curt war. Ich sah Lederbänder surrend und flappend die Kraft von der Transmissionswelle auf die Webstühle übertragen, *Schiffchen* durch das Auf und Nieder der *Kettmatten* hin- und herschießen und das Muster des Gewebten beim ruckenden Rollen auf den *Warenbaum* offenbaren. Am liebsten jedoch ging ich zu Onkel Bruno in die Uhrmacherwerkstatt. Da kannte ich schon manches und durfte mich nützlich machen. Meine Mutter sah es mit Skepsis, ich spürte, daß sie meinen Enthusiasmus bremste: „Schön und gut“, meinte sie, „aber lern erst mal tüchtig und bring’s Matur!“

Bei solcher Gelegenheit erzählte sie von *damals*, als sie so alt war wie ich. Täglich, vor Schulbeginn, mußte sie im Laden *de Seecher uffziehen*, womit sie das Hochdrehen der Gewichte meinte. „Und immer Ticktack-ticktack, das verdammte Ticktack, mit Tick und Tack durch die ganze Kindheit, da kannste ooch verrückt werden.“ Sie hatte einen *Beruf* in der exportierenden Trikotagenbranche angestrebt und Sprachkurse belegt. Weit war sie nicht gekommen. „Im Weltkrieg“, sagte sie und meinte den ersten, „wurden die Stunden ausgesetzt, wir mußten Stricken lernen und dann stricken, stricken für die Front, Strümpfe und Handschuhe und Kappen mit Ohrklappen.“ Bürgerschullehrer William Schramm gab ihr Englischstunden gegen Mietnachlaß für die Wohnung im elterlichen Haus. Trotzdem blieb das von ihr so verdammte Ticktack mit ihrem Leben verknüpft, und zunehmend begann es auch meines zu tangieren. Als die *Anflüge in Richtung Chemnitz* zunahmen, blieben wir manchmal an Wochenenden in Limbach. Wir wähten uns sicherer, hofften, daß der

Ort trotz seiner Fallschirmseiden- und Uniformtuchweberien ohne strategische Bedeutung erkannt und *von hoch oben* sowieso nicht zu sehen sei. Wir schliefen in dem Zimmer, in dem ich geboren worden war, und lauschte noch eine Weile aufs Tick und Tack des Zentralregulators der Werkstatt im Erdgeschoß. Tante und Onkel waren in Trauer um ihren *fürs Vaterland* gefallenen Sohn Siegfried, der gerade die Uhrmacherlehre noch hatte abschließen können. „Bruno setzt nun alle Hoffnung auf dich“, sagte meine Mutter einmal. Und den Onkel hörte ich anerkennend sagen: „Hat dor Briezel doch ’ne Zwiebel ganz alleene repariert.“ In der Tat hatte ich einige Male vor dem Arbeitstisch in der Werkstatt gestanden und einem *Umschuler* zugesehen, einem Schieferdecker, der – ebenfalls „für Deutschland“ – *ä Been verlor’n un ne wiedergefunden* hatte. Der Mann des Klettergewerkes hatte für *de miemlichen Schräubeln*, wie er meinte, zu *kloob-sche Pfofen*, außerdem fiel es ihm schwer, sich in die Mechanik hineinzudenken, obgleich vergrößerte Innensichten unterschiedlicher Uhrwerke als Rollbilder an der Werkstattwand hingen – neben einem Plakat, das meine Phantasie anregte: Selbstbewußt wies der Nürnberger Schlosser Peter Henlein dem Betrachter sein *Sack-Ei* vor, die erste durch Federkraft getriebene Taschenuhr. Mit Plusterwams und Schnabelschuhen des Spätmittelalters stand er vor Dürers Wohnhaus, die Kaiserburg im Rücken. Ich fand das sich immer wiederholende Grundsystem der Ganghemmung, die das Tick und das Tack hervorrief, sonnenklar, wußte bald zwischen Haken- und Scheren-, Graham-, Stift- und Palettenanker-Hemmung zu unterscheiden, spürte, daß es empfehlenswert war, die feine Spiralfeder der Unruh *mit Sie anzureden* und stehengebliebene Uhren zur Grobdiagnose nicht zu schütteln, sondern durch einen drehenden Ruck die Rädchen in ihrer Laufrichtung nur anzuregen und dann auf ihren Gang zu lauschen und auf die Art seines Verebbens. Es bedurfte auch keiner Erklärung, bei der Demontage die Teile

nach logischer Folge in Keramikschälchen zu ordnen und möglichst nur herauszunehmen, was zur Behebung des Schadens zwingend erschien; ich hatte es beobachtet. Mühe machte mir nur, die Klemmlupe in der Augenhöhle zu halten. Einmal fiel sie heraus und schlug zu Boden. Das Bakelit der Augenmuschel hatte Schründen bekommen, das kostbare, im Krieg schwer beschaffbare optische Gerät war beschädigt. Fortan gab mir der Onkel nur Wecker, zu denen man keine Lupe brauchte, oder Küchenwanduhren mit Obst- und Gemüsebildern auf dem Zifferblatt. Da konnte er mir auch besser über die Schulter gucken.

Besonders erpicht war ich auf das Reinigen demontierter Teile. Ich sortierte sie nach Art und Größe in Metallkörbchen, die man in einen elektrischen Automaten hängen mußte, aus dem mir das Aroma des Waschbenzins in die Nase stieg. Daß ich davon allzugern schnüffelte, erzählte ich beiläufig meiner Mutter, nicht ahnend, damit Verdruß auszulösen. „Biste verrückt, Benzin zu schnuppern, da weecht ’s Gehirne uff!“ Der Bruder wurde ermahnt. Doch nahm er’s gelassen: „Das gehört dazu, wenn de Uhrmacher wärn willst.“ Uhrmacher werden wollte ich jedoch nicht, mich interessierte nur, wie’s gemacht wird. Dennoch verdankte ich dem Onkel die hohe Achtung vor dem Handwerk, und er sprach auch von der großen Geduld, die notwendig sei, um darin *was Rechts zu schaffen – daher kommt’s Wort Recht-schaffenheit, so eefach*. Als *Landgänger* habe Emil, mein Großvater, begonnen, erzählte er und drehte sich mir zu, um mir in die Augen sehen zu können. Der mußte ’s *Habchen-Babchen von Ort zu Ort* schleppen. Er wies auf ein verblaßtes Foto neben dem Meistertisch, auf dem man meinen Großvater als jungen Mann mit Quersack und Wanderstab mehr ahnen als erkennen konnte. „Und als er starb, hatte er ’s große Haus, in dem de zur Welt gekommen bist. Überlech dir’s.“ Es war deutlich, daß ich seine Hoffnung war, und ich bemühte mich, sie nicht zu enttäuschen. Wenn er mich lobte,

lächelte ich dankbar und schwieg. „Mach mal, dei Geburts-
haus is dir sicher, steht in mei'm Testament, wenn es Tante
Flora nich ummodelt.“ Aber sie tat es. Als ich nach ihrem
Tod in „mein Haus“ trat, waren ihre Erben schon dabei, Sil-
ber- und Goldsachen aus den Schränken zu nehmen und
unter sich aufzuteilen. „Der hat de goldne Uhr geklaut!“ rief
eine der Frauen und zog die goldene Uhr meines Urgroß-
vaters an der Kette aus der Brusttasche des Jacketts eines der
Neffen. Die Wohnräume waren fast leer geräumt, im Schlaf-
zimmer, in dem ich zur Welt gekommen bin, standen Mö-
belteile an die Wand gelehnt. Traurig ging ich durch die hin-
teren Räume, in denen meine Mutter und ich nach einer
Folge von Nachalarmen einige Nächte friedlichen Schlafs
fanden – trügerischen, denn auch L. galt als kriegswichtig,
hier ratterten Webstühle für Uniformstoffe. Ich ging in die
Küche, griff die Tellerwaage, hinter der ich oft die Groß-
mutter beobachtet hatte, dazu den mit Goldrand geschmück-
ten Porzellankrug, aus dem ich immer meine Milch bekom-
men hatte, und rollte alles in den Läufer auf dem Korridor.
„Nehmen Sie doch wenigstens noch den Meißner Teller von
der Wand“, sagte der Rechtsanwalt. Ich verzichtete.

Gegen Ende des Krieges, man spürte es näherrücken, gab
Onkel Bruno mir immer mal *paar Krücken* mit nach Hause,
kaputte Armbanduhren und dazu einiges Werkzeug: Zeiger-
heber, Schraubdreher, Kornzange mit langen Greifspitzen.
Wenn ich Lust hätte, solle ich mich an ihnen versuchen, rich-
tig kaputt dürften sie eigentlich gar nicht sein. Ich bemerkte,
daß er mir jeweils zwei gleiche Uhren in die Hand drückte,
fabrikneue – man sah es am Armband –, Billigprodukte, die
er, wie ich vermutete, vor dem Krieg Händlern abgenommen,
aber nicht verkauft hatte. Sie waren meiner eigenen Uhr ähn-
lich, die zu reparieren er einmal verweigert hatte: „Mach's
selber, da lernste's glei.“ Da war das Problem nur, daß ich
die Uhr in die Brusttasche der Jungvolk-Bluse gesteckt und
dort vergessen hatte. Sie war mit durch die Kochwäsche ge-

gangen. Ich demontierte, reinigte, ölte – pro Lager nur so
viel, wie beim Tunken an der Nadel hängenbleibt – und setzte
sie wieder zusammen. Ein Schräubchen blieb übrig, sosehr
ich auch nach einem leeren Schraubloch suchte. Und die Uhr
lief trotzdem! Der Onkel, dem ich das Malheur beichtete
und die übriggebliebene Schraube, die ich auf Heftpflaster
geklebt hatte, überreichte, hebelte das Gehäuse auf und sah
mit der Lupe hinein. „Donnerwetter“, sagte er und zog die
Luft durch die Zähne. Ich hielt den Atem an und erwartete
Kritik, kannte ich doch seine Meinung, daß *selbst 's kleinste
Schräubel fürs Große und Ganze mitverantwortlich* sei – eine
Devise, die ich damals fälschlich in den Rang einer Lebens-
weisheit erhob. Aber er nahm die Lupe ab, sah mich zwin-
kernd an und sagte: „Meinzwächen“, was *meinetwegen* be-
sagen sollte. Und nach einer Pause, während der er den Uhr-
boden aufdrückte, ohne die Schraube eingedreht zu haben:
„No ja, 's eenzche Schräubel bei der Platine, uf das de ver-
zichten kannst, das war's, sonst hätten de Rädeln geschlak-
kert.“

Meine Fertigkeit kam mir zugute. Nachdem ich einige
Uhren zum Leben erweckt hatte, durfte ich die eine oder
andere behalten. „Heb se auf“, sagte der Onkel, „wer weelß,
wozu's wichts is.“ Mir scheint, er hatte die schlechten Zei-
ten, die auf uns zukamen, schon kommen sehen. Ich wickelte
die Uhren in Ölpapier, gab sie in eine Kaffeebüchse, die ich
mit Isolierband abdichtete und unter einen Bodenstein un-
seres Kellers ins Erdreich ingrub. Nach Kriegende wurden
sie als Tauschobjekte lebensnützlich, denn wir hatten sonst
kaum was zu bieten. Von den Schmuckstücken meiner Mut-
ter und den Silberbestecks, die wir wegen der Bombenan-
griffe im Lagerkeller des Limbacher Hauses deponiert hatten,
waren wir durch die Demarkationslinie zwischen Chemnitz
und Limbach, der ersten Nachkriegsgrenze durch Deutsch-
land, getrennt.

Als später die Uhren gegen Lebensmittel eingetauscht

waren – außer einer, die nach einiger Zeit immer wieder stehenblieb –, erfuhr ich von Freunden, daß auf den Rangiergleisen des Südbahnhofs Güterwagen voller Fourage abgestellt seien. Sie würden von Sowjetsoldaten bewacht, mit denen man handeln könne. Uhren und Schmuck sei ihr Begehrt, auch Fotoapparate und Füllfederhalter. Mehrmals waren wir schon durch den Maschendrahtzaun gekrochen und, gedeckt von wucherndem Unkraut, zu einer Senke gerobbt, in die man kurz vor Kriegsende mit blauem Farbpulver vermischte Kaffeebohnen verklappt hatte, um sie *nicht in die Hände des Feindes* gelangen zu lassen. Wir sammelten, soviel wir fingern konnten, wuschen die Bohnen und rösteten sie auf der Herdplatte. In selbstgedrehten Spitztütchen dufteten sie dann und wurden eine Tausch-Begehrlichkeit. Ein Wachsoldat, der uns beim Sammeln beobachtet hatte, pfiß durch die Finger. „Fort hier“, riefen meine Freunde, „der schickt sonst ooch Bohnen – blaue!“ Ich blieb stehen und sah, daß er mich zu sich hinwinkte. „Mäd“, sagte er und wies auf einen Güterwagen, aus dessen spaltbreit geöffneter Türe, an die eine Eisenleiter gelehnt war, es nach Honig roch. Im Halbdunkel sah ich Blechtonnen. Achselzuckend guckte ich ihn an, was sollte ich tun? „Mäd“, wiederholte er, „Sirop ...“ Das verstand ich, und er fragte nach „Uhri“ und grinste. „Ja, ja!“, rief ich, und er sagte: „Da, da.“ Ich rannte mit meinen Kaffeebohnen nach Hause, um eine Uhr und einen Wassereimer zu holen. Hastig öffnete ich noch einmal das kaputte Stück, gab Öl auf die Achsköpfe, lockerte die Schraube am Ankerrad, stupste die Unruh an und sah verdutzt, wie die feine Feder hektisch zu pulsieren begann – tickeetack-tickeetack. Der Ton klang befremdlich, aber was interessierte es mich, das Werk arbeitete. Als ich sie dem Soldaten zeigte, nahm er sie in den Mund, hielt sich die Ohren zu und schloß lauschend die Augen. Solches Diagnostizieren hatte ich noch nie erlebt. Dann wies er mich zu dem Wagen mit Mäd-Sirop, half mir die Leiter hoch und schob die Türe zu einem Spalt

wieder zu. Im Halbdunkeln tappte ich über den klebrigen Boden zu einer hochgesetzten Tonne, aus deren Spund ein dünner goldbrauner Faden zäh zu Boden rann. Ich stellte meinen Eimer darunter und drückte den Hahn bis zum Anschlag in der Hoffnung, daß der *Kläbs* schnell fließen würde. Es dauerte lange. Ich fürchtete, daß die Uhr wieder stehen geblieben sein könnte und der Soldat mich bestrafen würde. Da zog er die Türe zurück und gab zu verstehen, daß es genug sei. Er angelte den Eimer und sprang mit ihm in langen Sätzen zu dem Zaunsloch, wo er ihn auf der Gegenseite abstellte. Unmißverständlich seine Geste: Dawai!“ Ich war überrascht, daß ich den Eimer, der in seiner Hand so leicht erschienen war, nur mit beiden Händen schrittweise zwischen den Beinen schleppen konnte. Hilfesuchend drehte ich mich um und sah, wie der Soldat mit ausgestrecktem Arm nochmals das Zeichen gab: Hau ab! An seinem Unterarm sah ich mehrere Uhren. Vermutlich auch meine. Dann riß er die Kalaschnikow hoch und feuerte eine ohrenbetäubende Salve in die Luft – den hörbaren Beweis seiner Wachsamkeit. Angst vor ihm hatte ich nicht gehabt, eher schlechtes Gewissen, ihn betrogen zu haben. Aber nun wußte ich nicht, wie ich die Strecke nach Hause bewältigen sollte. Es bestand auch die Gefahr, daß mir der Eimer entrissen werden könnte, überall liefen Menschen auf der Suche nach Eßbarem herum, und sie waren in ihrer Not nicht zimperlich. Da fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich meine Mutter gerannt kommen sah. Zu dem Mäd-Wagen hatte sie nicht mitgewollt, es hatte mich enttäuscht, da sie, die sonst immer Besorgte, mich hatte alleine gehen lassen. Das verstand ich erst später. Es ist eine andere Geschichte.

„Jedes Tick ist eine Sekunde und jedes Tack auch“, hatte ich den Onkel einmal sagen hören, während er eine Standuhr regulierte. „Nimm mal ’n Stückel Papier und rechne, du gehst doch aufs Hohe Gymnasium: ’ne Minute sind sechzch Sekunden, ’ne Stunde sechzch Minuten, vierundzwanzch Stun-

den zählt der Tach, und 's Jahr hat dreihunnertfünfnsechzsch Tache. Wenn de ä Konto hast, sagen wir dreißch Millionen – 'ne Dreißch mit sechs Nullen dran, so viel Geld haben manche wirklich –, ist das verdammt viel. Aber wenn de an Lebenssekunden denkst, haste nur zehn Jahre. Stimmt's? Verdammt wenig. Haste bissel über ne Milliarde, kommste wenchstens uff vierzch Jahre. Guck mich mal an, für mich wär's das ooch schon gewesen, bissel knickrich, ne wohr? Aber wenn de zwee Milliarden hast! Der Rockefeller, der hatte, als er vor paar Jahren abgenibbelt is, noch viel mehr. Na ja ... Das Ticken, das de hörst, is wie das Auszählen deiner Läb'nszeit mit der kleensten Münze vom großen Konto, das der liebe Gott dir angeleecht hat und von dem de nich weißt, ob er an deinem Geburtstach de Spendierhosen angehabt hat. Der eenzche Trost is, daß der alte Rockefeller, der beinahe hundert geworden ist, von seinem Bankkonto dann ooch nischt mitnehmen konnte, weil das Lebenskonto eben uff 'ner annern Bank liegt. So eefach.“

Nachdem der Onkel mir diese Lebensansicht mitgeteilt hatte, wurde mir klar, weshalb ich das Ticken von Uhren nie recht gemocht und selbst deren ruhigste Gangart als wenig beruhigend empfunden hatte. „Immer Ticktack-ticktack, da kannste ooch verrückt werden!“ Nun verstand ich auch den Satz meiner Mutter: „Ticktack-Ticktack, plötzlich ä Tick, aber kee Tack – gor nischt mehr, aus und vorbei.“

Das gute Clärchen

So spielt ähm 's Läm

Im Sommer kam *dor Onkel aus 'm Gebirche*. Immer während der Schulferien, weil er als Lehrer gebunden war. Von seinem Eintreffen erfuhr zuerst meine Mutter, wenn sie am Morgen die Post in Empfang nahm. Am Abend rief sie meinem Vater durchs Treppenhaus zu: „Wir kriegen Besuch!“ und er brummelte, als wüßte er's schon: „Onkel Arthur, pünktlich wie immer.“

Meine Eltern liebten den Onkel, und auch ich mochte ihn gern. Von ihm, dem Schulmann und Kantor, ging eine stille Würde aus. Er nuscelte nicht sächsisch, sprach hochdeutsch und artikulierte deutlich. Was er sagte, hatte Hand und Fuß. Nie hatte ich ihn laut lachen hören, aber oft lächeln oder schmunzeln sehen. Seine würdevolle Gelassenheit bewunderte ich. Auch trug er eine randlose Brille mit dicken, ovalen Gläsern, die ein goldener Steg verband. Dagegen kam mir mein Vater, wenn ich ihn neben dem Onkel sah, irgendwie unvollständig vor, vermutlich, weil der Onkel einen Schnurrbart hatte, den meine Mutter, ohne daß er es hörte, *Popelbremse* nannte.

Wenn Onkel Arthur kam, änderten sich bei uns die Gewohnheiten. „Der schläft in dor guden Stube“, sagte meine Mutter. Alles, was mit ihm zu tun hatte, erhielt das Adjektiv *gut*. Für die frischen Brötchen gab's *gude Budder* und für'n *guden* Kaffee *gude* Milch, womit Sahne gemeint war; auch wurde schon für das Frühstück 's *gude Rosenthal* aus dem Wohnzimmerschrank geholt, das abzuwaschen mir meine Mutter nicht übertrug, weil es sehr *empfindlich* war. Auch den Onkel apostrophierte meine Mutter entsprechend. Eines

Tages sagte sie weinend, daß *dor Gude schon ins Gras beißen* mußte. Aber das war Jahre später. Noch erfreute er sich bester Gesundheit, brachte Kindern das *Notwendige fürs Leben* bei und begleitete sie auf der Geige, wenn sie „Im Frühtau zu Berge wir ziehn, vallerä“ sangen. Wenn er in der Dorfkirche auf der restaurierten Orgel übte, konnte jeder zuhören. Es hieß, daß einer der Silbermänner aus dem nahen Frauenstein sie gebaut hätte. Das allerdings zog der Onkel heftig in Zweifel. Er wußte, daß es auf dem Kirchboden abgelegte Teile eines noch älteren Pfeifenwerks gab.

Onkel Arthur war nur *Schlafbursche*. Ich bedauerte es. Er ging nach dem Frühstück aus dem Haus und kam erst spät abends zurück. „Der guckt sich een’ Film nach ’m annern an, weil’s im Gebirche kee Kino gähm soll.“ Das kam mir drollig vor, zumal meine Mutter hinzufügte: „Wenn er ’n ganzen Tach so rumscheeßt, bringt er doch alles durch’n nanner.“ Dem widersprach mein Vater: „Wer zwingt ihn zu scheeßen, was sollte ihn durcheinanderbringen? Die paar Meter vom *Ufa Palast* zum *Luxor* und vom *Roten Turm* zur *Lichtburg* kann er gemächlich spazieren, abgesehen von Kintöppen, die am Weg liegen. *Scheeßen* tut er höchstens zur Bretgasse.“ Das wiederum wollte meine Mutter nicht gelten lassen, denn der Durchgang vom Markt zur Langstraße galt als verrufen. „Neeneee, dort hat ’r nüscht verlor’n.“ Sie sah meinen Vater schelmisch an, der seine Antwort nur brummelte: „Aber gefunden vielleicht.“ Damit war das Thema erledigt.

Einmal meldete der Onkel einen Besuch zwischendurch an. Er kam gemeinsam mit Tante Martha. Sie war eine Frohnatur, immer zu Scherz und Spaß aufgelegt. Ich liebte sie. Manchmal steckte sie mir einen *Hindenburg* in den Schuh und amüsierte sich, wenn ich mit der Zwei-Mark-Münze unter den Zehen gespielt humpelte. Daß es dann für einige Zeit bei uns noch enger wurde, gefiel mir. Da räumten meine Eltern um: Die Gäste bekamen das Schlafzimmer, mein Vater ging im Wohnzimmer aufs *Schäselonch*, Mutter aufs Sofa in

der Küche, wo sie ohnehin hantieren mußte, um Vorbereitungen zu treffen. Ich durfte aufs Notbett in die Bodenkammer, in der ich sonst nicht über Nacht bleiben sollte, weil man durch die Rabitzwand *de Flöhe husten* hörte. Nebenan schlief die Tochter von Leuten im Parterre, aber oft nicht alleine. „Ham Se ooch das Hecheln gehört?“, fragte die Nachbarin meine Mutter. „Pst, Frau Mohr, die warn *bei der Sache*, aber das kricht dor Schunge noch ne so mit.“ Mitbekam ich es schon, ich hatte nur keine Erklärung dafür. „Die pieksen de Roßhaare von der Matratze“, meinte Freund *Joachim, der Hofmann* im Nachbarhaus. „Kannst mir’s gloom.“ Ich glaubte es ihm, er hatte eine ältere *Schwester*, die immer in der Kammer schlief. Die Wohnungen waren nicht groß.

Während der Onkel meistens *das Stückel bis Chemnitz* mit der Bahn reiste, kam er mit Tante Martha *per Wagen*, einem schon in die Jahre gekommenen Opel, um uns auf eine Reise mitnehmen zu können. Mit Lederkappen und Autobrillen sahen sie lustig verkleidet aus. Das glänzende Auto parkte vor der Haustüre. Meine Freunde bestaunten und beklopften es. Ich stellte mich neben sie und sagte gespielt lässig, daß es *zu uns* gehöre. Das entsprach der Wahrheit, denn ich behauptete nicht, daß wir es besitzen würden. Generös öffnete ich die Wagentüre und ließ sie hineinklettern. Am Fenster unserer Wohnung im dritten Stock sah ich, wie sich die Tante über das Gerangel um den Platz hinterm Lenkrad amüsierte.

Am nächsten Tag ging’s zeitig los. Schon vorm Frühstück hatte meine Mutter Kartoffelsalat in Schüsseln gefüllt und Eier gekocht, Thermosflaschen standen bereit, um verstaubt zu werden. Bevor die Sonne hoch war, bogen wir auf die Autobahn, die *der Führer eingeweicht* hatte. „Onkel und Tante, ja das sind Verwandte ...“, intonierte Tante Martha, und meine Eltern stimmten ein. Irgendwann wurde Picknick gemacht, danach das Verdeck zurückgeklappt, und schon ging’s weiter. Der Motor schnurrte, der Fahrtwind wirbelte die Haare. „Ihr da hinten, setzt mal *die Dinger* auf, wir fahr’n

schon Tempo siebzsch“, sagte der Onkel. Er meinte die Schutzbrillen, die er uns vor Fahrbeginn zugereicht hatte. Als eine über die Straße gespannte Losung „Willkommen in Bayreuth“ verhiß, drosselte er das Tempo und bog mit heulendem Motor auf die Landstraße.

Das Ziel der Reise war nicht das historische Zentrum der markgräflichen Residenzstadt, sondern eine Villa am Rande des Hofgartens. Tante Martha, wollte Richard Wagners Wohnsitz kennenlernen: *Wahnfried*. „Hier, wo sein Wähnen Frieden fand“, ergänzte der Onkel. Darauf war auch ich gespannt. Von Wagner-Musik hatte ich durch eine Übertragung des Reichssenders Leipzig schon einen Eindruck. Allerdings hatte sie mich eher gestört als berührt. Mich interessierte mehr das Leben des Komponisten, seit ich von seiner gefährvollen Seefahrt bei Sturm wußte und von Geschichten der Geschichte in seiner *Musik*. Vor allem habe er eine sechs Jahre ältere Schwester, *das gute Clärchen* genannt, „Tantes Großmutter mit ’ner Uhr ...“, hatte der Onkel scherzend gesagt und hinzugefügt, daß er natürlich *nich ’ne Ticktack* meine. *Die*, er wies mit einer Handbewegung zur Tante, sei eine geborene Wolfram, weil ihr Ur-Großvater so hieß, der Wagners *Schwester* Klara geheiratet hatte. Eine Lebensspur, die ich gerne ein Stück verfolgen wollte.

Nach einer Gesangs- und Stimmschulung durch Johann Aloys Miksch, den Sänger und Chordirigenten der Italienschen Oper in Dresden, hatte Klara sechzehnjährig mit der „Angelina“ in Rossinis „La Cenerentola“ glanzvoll debütiert und sich in einem zweijährigen Engagement einen Namen gemacht, der sie anschließend mit der „Fatime“ in Carl Maria von Webers „Oberon“ in Augsburg zu einer beachteten Karriere führte. Nach einem Jahrzehnt erfolgreicher Engagements in Magdeburg, Köln, Aachen, Nürnberg, Danzig und andern Städten mußte sie wegen der pekuniären Unwägbarkeiten in der Kunst dieser Zeit aufgeben. Sie war ihrem Mann, Heinrich Wolfram, ebenfalls Opernsänger mit *rück-*

ständig gebliebenen Gagen, nach Chemnitz gefolgt, wo er später eine *Drogen-, Farben- und Kräuterhandlung* eröffnet hatte, die bis zur Zerstörung der Stadt im März 1945 als *Wolframs Kräutergewölbe in der Inneren Klosterstraße* bestand. Dahin hatte ich meine Mutter immer gerne begleitet, weil es in dem alten schmalen Haus betörend nach Arabiens Wunderwelt roch, von der ich durch Hauffs Märchen vom „Kalif Storch“ eine Vorstellung hatte.

Ich erfuhr, daß Richard Wagner mit seiner Schwester Klara ein *inniges geschwisterliches Verhältnis* und mit deren Mann, einem *gemütlichen und lustigen Kumpan*, eine Herzensneigung verband. Der hatte seine eigene Freiheit riskiert, um den steckbrieflich gesuchten Komponisten die Flucht aus Sachsen zu ermöglichen. Ich dachte an Stülpner-Karl, den *Anwalt der Armen* des Erzgebirges, den man nicht hatte greifen können, weil ihm diejenigen, denen er geholfen hatte, wiederum halfen. Manchmal verstand ich auch nicht richtig, was für meine Ohren ohnehin nicht bestimmt war. Dor Richard sei ä *fleißcher Schpringbock* gewesen. Ich dachte an Freund Joachims Karnickel-Bock, den er auch *Rammeler* nannte. Als ich es sagte, drehte sich Tante Martha mir zu und lachte hell auf: „Irgendwie stimmt’s.“ Da lachten auch meine Eltern, nur der Onkel nicht, der sich aufs Fahren konzentrieren mußte. Und auch meine Spannung blieb auf das Rokokoschloß Eremitage gerichtet und auf die Wasserspiele, die dort zu sehen seien.

Im Rückblick wundert mich, daß mir nur wenige Eindrücke haften geblieben sind, weiß ich doch nicht einmal verlässlich, ob sich mir Bilder meiner Vorstellung durch eigenes Erleben, aufgeschnapptes Erzählen oder später betrachtete Fotos eingepägt haben. Erinnerung ich mich der Räume im Haus Wahnfried verlässlich, wenn ich meine, daß mich Plüsch überrascht hatte? Meine Tante hatte während des Wartens vorsichtig eine der Kordeln gefaßt. Sie möchte mal sehen, was auf- oder zugeht. Sie zog aber nicht. Sicher

bin ich mir aber, daß Kaffee gereicht worden war. Frau Winifred, die Witwe des Wagner-Sohns Siegfried, hatte geziert zwei Finger von der Tasse abgespreizt, was mich amüsierte, weil meine Mutter es ungewohnt ebenso machte. Ich hingegen hielt meinen Kakao-Pott umklammert, pustete die Haut beiseite und wartete darauf, daß etwas geschehen würde. Es geschah aber nichts.

Als Tante und Onkel mit der *Dame des Hauses* in ein anderes Zimmer gingen, entschlossen sich meine Eltern, mit mir durch den *schönen Park* zu spazieren. Ich war auf die Wasserspiele gespannt, die es dort jedoch gar nicht gab. Als wir auf der Rückfahrt beim Schloß Eremitage anhielten, hörte man es in den Abflüssen des großen geschwungenen Beckens nur noch blubbern.

Trotzdem war diese Reise für mich ein Gewinn, über dessen Wert ich mir damals kaum bewußt sein konnte. Ich war neugierig und wollte wissen, was der Komponist komponiert hat. „Die Musik zum *Fliegenden Holländer*“, sagte mein Vater. „Diese Oper werden wir besuchen.“ Und er erzählte die Handlung und deren Sinn. So freute ich mich, daß meine Eltern mir zum Geburtstag einen gemeinsamen Besuch der Inszenierung im Chemnitzer Opernhaus schenkten. Sie erregte mich mehr als François Aubers spaßiger „Fra Diavolo“ im Central-Theater. Allerdings waren es nicht allein Musik und Inszenierung gewesen, die mich in Spannung gebracht hatten, ich war an Wagners Leben und Schaffen interessiert, um so mehr, als ich gehört hatte, daß er gegen das Königtum gewesen war. Wagner habe gehofft, daß man der *Forderung des Volkes nach einer Republik der Bürger mit einem König als Führer* folgen werde. Noch einem *Führer*? Doch hatte mein Vater gar nicht an Hitler gedacht, hatte mich nur angesehen und ein Gesicht gezogen, als habe er in eine Zitrone gebissen. Mein Vater erzählte, daß der Hofkapellmeister *wegen aktiver Teilnahme am revolutionären Aufstand* 1849 aus Dresden hatte fliehen müssen und Unterschlupf bei sei-

ner Schwester Klara und ihrem Mann Heinrich gesucht hatte, der nach Aufgabe seines Sängerberufs ein Auskommen bei der *Sächsischen Maschinenbau-Werkstatt* in Chemnitz gefunden und in einem Nebengebäude auf deren Grundstück eine Wohnung bezogen hatte. Als Wagner dort eintraf, war der Schwager von eifrigen Fahndern schon *auf wütende Weise behandelt* worden. Die Familienbeziehung war folglich bekannt, so daß es Heinrich dringend erschien, Wagner mit eigener Kutsche bei Nacht und Nebel aus Sachsen ins ernes-tinische Altenburg zu bringen und für sein Weiterkommen nach Thüringen zu sorgen, wo ihm Franz Liszt ein verstohlenes Quartier bei Weimar und einen gültigen Paß verschafft hatte. Von da an nahm Wagners Weg eine Richtung, die Gegenteiliges nicht ausschloß und mit dem „Kaisermarsch“ die Abkehr von revolutionär-demokratischen Idealen deutlich machte, einem Hymnus auf Wilhelm, den *Kartätschenprinzen*, der 1849 den sächsischen *Aufstand der Gerechten* und die Bewegung der badischen Republikaner von Rastatt niederschlagen ließ.

Tante Martha zeigte meiner Mutter einmal einen Dankgruß Wagners an die Chemnitzer Schwester. Sie ließ eine Granatkette aus einer Kaffeebüchse auf den Tisch gleiten. Die Steine seien vermutlich nur Glas und die Goldperlen Tinnef. Echt wäre zu teuer gewesen, meinte sie. Mich faszinierte mehr ein in Paris gemachtes Fotoporträt des Komponisten im Halbprofil mit nach unten gestrecktem Zeigefinger der rechten Hand. Ich hatte immer gerne zu der gerahmten Aufnahme gesehen, wenn ich auf dem Klavier Tonfolgen suchte oder im Sessel hockend mittelhochdeutsche Epen las, die Wagner als Grundlage seiner Musikdramen gedient hatten. Besonders interessierte mich ein Taktstock, den die Tante aus einer schwarzen Papprolle zog, um zu einer wippenden „Electrola“ mit ausholendem Schwung das „Meistersinger“-Vorspiel zu dirigieren, das aus dem ovalen Schall-Loch des Grammophonschranks quäkte. „So wird’s gemacht“, sagte

sie lachend, „ungefähr so.“ Der Stab stamme aus Riga, wo Wagner einige Zeit Kapellmeister gewesen sei. Dort sollen ihm auch die „Memoiren des Herren von Schnabelewopski“ mit der Sage vom „Fliegenden Holländer“ vor Augen gekommen sein. Den lustigen Namen des memorierenden Herrn der Erzählung kannte ich damals so wenig wie den seines Urhebers, da er im Gegensatz zu dem des Tonsetzers gerne verschwiegen wurde: Heinrich Heine, dem eine „dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans zu einem Opersujet“ auch möglich zu sein schien.

Ich betrachtete den Taktstock und hielt den Griff ins Licht, den fingerlangen Zylinder aus stumpfem Bernstein, in dem man unter Craquelés Flügelteilchen und Beinchenlieder mehr ahnen als sehen konnte. Ich dachte, daß es *Fliegenschiff* sei. Überhaupt gab es immer etwas, das mich ansprach. Einen Tisch zum Beispiel, an dem der Onkel oft arbeitete. Ich sah Mappen und Schulhefte auf ihm liegen, die, wenn notwendig, beiseite geschoben wurden. „Der stammt aus Tantes Familie“, sagte der Onkel und klopfte mit dem Zeigefinger ans Holz der Tischwange „Vielleicht. Wer weiß es genau? Oder von Minna, Wagners Frau?“ Er beugte sich ächzend zur Seite und tastete nach einem Hebel. Knarrend sah ich die ovale Platte tiefer ruckeln. Die Farbstifte im Zylinderglas am Tischrand klingelten leise und der Mokka vibrierte in den Täßchen mit der roten Rose, die sonntags nach dem Mittagessen benutzt wurden. Sie waren so klein, daß ich meinte, man wolle mich mit Puppentassen foppen. „Finken-Näppel eben“, spöttelte meine Mutter. „Richtig“, sagte die Tante und grünte, „in ihnen reichte dor Richard sei'm Piepmatz das Wasser.“

Die Täßchen hatten auch ihre Geschichte wie die Tassen mit gleichem Motiv, die selten auf den Tisch kamen, weil sie, wenn sie im Abwasch zu Bruch gingen, nicht einfach ersetzt werden konnten. Tante Martha war sich sicher, daß Klara und Heinrich Wolfram das Service Minna geschenkt hatten, als sie in Dresden eine größere Wohnung bezog und bemüht

war, Ausgelagertes oder Weggegebenes der frühen Einrichtung zurückzuholen – mit geringem Erfolg. Trotz aller Enttäuschung hatte Minna gehofft, daß Richard nach seiner Amnestierung im März 1862 wieder zu ihr finden würde, die in Not und Gefahr zu ihm gestanden, ihm Freiheit gewährt und Erniedrigungen ertragen hatte – seiner Kunst zuliebe, deren Bedeutung sie zeitig erkannt hatte. Eine Freundin hatte ihr ein Frühstücksservice geschenkt, dessen Zweier-Symbolik sie erfreut und zugleich verschreckt hatte. Solch Zuschnitt, das wußte sie, war nicht nach Richards Gusto. Da kam das *Meissner* zupaf, das ihn schon bei einem Besuch der Wolframs in Chemnitz erfreut hatte. Nun, nach seiner vollen Amnestierung, hatte er einen Besuch in Dresden angesagt, auf den Minna sich freute und vor dem sie sich fürchtete. Es hätten auch *Tage der Hölle* werden können, sie hatte Erfahrung. Er wollte Dresdner Freunden begegnen und Minna hatte seine Schwester Klara eingeladen, auf ihr vermittelndes Interesse hoffend, obgleich ihr auch eine Neigung zu Tratsch und Klatsch eigen war, was gelegentlich zu familiären Verstimmungen geführt hatte. Richard war es nicht um Scheidung zu tun gewesen, sondern um Überwindung eines offenbar nicht überwindbaren Gegensatzes, ums Sichern seiner Vorstellungen als Künstler. „Wagner war ähm ä ganz Großer“, meinte meine Mutter, die *auf Wagner nüscht komm' ließ*. Das relativierte die Tante: „Ä Kleener mit 'm großen ...“ Daß Wagner klein von Statur war, wußte ich, hatte ergänzend an *Mund* gedacht, doch rutschte mir eilfertig *Schwengel* heraus, was Mutter und Tante losprusten ließ. „Was dor Schunge so raushaut!“

Beim Hören solcher Gespräche schwirrte mir 's im Kopf. Am Abend stellte ich mich schlafend und lauschte, was wispernd und pispernd zu vernehmen war, was die Tante meiner Mutter zu später Stunde von Bett zu Bett erzählte, bevor sie in Schlaf fiel. Mich interessierte alles, weil auch mir schon bekannte Namen aufklangen, hoffte, daß die Tante alles auf-

schreiben würde, was sie wußte. Und sie wußte manches, was in der Familie glaubhaft forterzählt worden war. Doch schrieb sie nichts auf.

Mir rückte Richard Wagner als Schöpfer von Musikdramen mehr ins Interesse, ich bewunderte seine Verssprache, die Gottfried Keller als *archaisches Getändel* abgetan hatte und die auch mir Fragen stellte, die ich nicht beantworten konnte. Manchmal langweilte sie mich, so daß mehr Wagner als Gesellschaftskritiker hervor trat, auch weil mir eine zu seiner Lebzeit verfaßte Biographie des Berliner Musikkritikers Wilhelm Tappert in die Hand gekommen war, eine nur hundert Seiten umfassende Publikation. Tante Martha bewahrte sie – seltsam! – nicht im Bücherschrank, sondern bei ihrer Wäsche auf, wo sich auch ihre Pretiosen befanden. Als ich mich in den Text vertiefte, guckte sie mir ab und zu über die Schulter, um zu sehen, auf welcher Seite sich mein Nachdenken verfangen hatte. Bei der *feuerrothen Brandrede* besonders, mit der Richard Wagner als königlich-sächsischer Hofkapellmeister am 14. Juni 1848 im Vaterlandsverein zu Dresden die „Frage nach dem Grunde alles Elends in unserem jetzigen gesellschaftlichen Zustande“ stellt, ob „dem Gelde die Kraft zu lassen sei, den schönen freien Willen des Menschen zur widerlichsten Leidenschaft, zu Geiz, Wucher und Gaunergehülste zu verkrüppeln?“ Ich wußte von Wagner als *geächtetem Gerechten*, als Aktivem im Aufbruch des Vormärz und der Dresdner Erhebung 1849, erfuhr einiges über seinen politischen Gefährten Karl August Röckel, den Musikdirektor des Dresdner Hoftheaters, den man zum Tode verurteilt, zu Gefängnis begnadigt und erst nach dreizehn Jahren freigelassen hatte; las über Gottfried Semper, den Erbauer der Dresdner Oper, dem die Flucht nach Paris gelungen war; über Georg Herwegh, der in St. Moritz mit Wagner über Karl Marx diskutiert hatte, und über Heinrich Heine. In den Schallplattenalben meines Vaters suchte ich nach Werken Richard Wagners, fand aber keine, ließ mich stattdessen von Enrico Caruso in

Donizettis „Liebestrank“ fesseln. Doch dämmerte mir ein wenig davon, was Jahre zuvor Thomas Mann dargelegt hatte, der das Phänomen Wagner als „dramatische Synthesis der Künste“ verstand die, nur eben als Synthese, den Begriff des echten und legitimen Werkes erfüllt“.

Noch bestimmten *Ritter, Tod und Teufel* unser Leben, obgleich alles leidlich zu laufen schien. Meine Mutter war *dienstverpflichtet* worden und durfte den Ort nicht unerlaubt verlassen, obgleich „ihre“ Flakbatterie keine Schießeraubnis mehr bekam, um nicht entdeckt werden zu können. Ich bastelte im altehrwürdigen Gymnasium an der Reitbahnstraße bei Studienrat Melzer englische und bei Studienrat Weiser deutsche Sätze. Nachts krochen wir in die Schutzkeller und durften bei Tag nicht müde sein, ahnten, daß die *sächsische Manchester* genannte Stadt auch „drankommen“ würde. Unbeschwert fühlte ich mich nur im lieblichen Hartmannsdorf, dahin würde man keine Bomben werfen. Ich sah dem Schmied beim Schmieden, dem Tischler beim Tischlern und dem Schuster beim Schustern zu, lernte Werkzeuge kennen und beobachtete deren Handhabung, während meine Mutter mit der Tante *in de Himbeern* ging, die groß wie Fingerhüte waren und betörend dufteten. An heißen Sonnentagen legte ich mich in den Baumschatten beim Weiher hinterm Kirchhof ins Gras, döste vor mich hin, zählte die Schläge einer fernen Uhr, lauschte dem Schnappen der Barben und dem Brummen der Hummeln und wartete auf das *große Mädchen*, das mich zu dem Baum mit den süßesten Pflaumen zog. Sie kletterte behend in die Äste und bewarf mich nekkisch mit saftigen Früchten, weil ich steil zu ihr hochsah, an ihren zerkratzten Beinen lang.

Als ich gemeinsam mit Wolfgang, dem Sohn des Bäckers, für Onkels Orgelprobe den Blasebalg trat, ließen wir einmal foppend die Pfeifen aushauchen. Da schlug der Organist murmeln die Notenblätter vor und zurück, als sei die Unterbrechung seine Absicht gewesen. Es folgte kein tadelndes

Wort. Um so mehr fühlte ich mich beschämt, obgleich ich ein verschmitztes Lächeln um seine Mundwinkel bemerkt hatte. Andermal wies er beiläufig zur Empore. Ich verrenkte mir den Hals und meinte im Halbdunkeln auf dem Holz verblichene Malerei zu erkennen: Adam und Eva mit ungelenk vorgehaltenem Blattwerk. „Verdecken, um zu betonen, *reziprok* nennt man das.“

Schwer fiel mir die Antwort auf seine Frage, ob ich mal am Unterricht zweier Klassenstufen in einem Raum teilnehmen möchte. Ich wollte nicht als Schlaumeier aus der Stadt dastehen, aber es interessierte mich, wie das funktioniert, sah beide Bankreihen durch einen schmaler Gang getrennt, auf dem sich der Lehrer von Platz zu Platz zwängte und mal diesen, mal jenen ansprach. Mich überraschte die heitere Lernlust der Kinder, deren Vorgänger ihre Namen schon aufs Holz der Schreibpulte gekritzelt hatten: Lina und Selma, Ida und Christiane, Heinrich und Willi, Otto und Gottlieb – und, von einem Herz umrahmt, Maria und Josef. *Pflanzstätte für Zeit und Ewigkeit* stand im Tympanon des Schulhauses als Motto, dessen Sinn mir aufging, weil mir Tante und Onkel durch das Besondere, das sie verkörperten, ein Moment von Lebensstabilität gaben.

Unerwartet war der Onkel gestorben. An *Herzeleid*, hieß es. Man habe ihn vor die Entscheidung gestellt, als Lehrer Diener des Staates oder als Kantor Diener der Kirche zu sein. Das *Oder* sei für ihn nicht auflösbar gewesen. Daß er mir fehlen würde, war klar. Ich weigerte mich, *Abschied von ihm* zu nehmen, setzte mich sinnend an seinen Arbeitstisch, meinte fern Orgeltöne zu hören, weinte still vor mich hin.

Bald nahm ein Nachfolger den Schlüssel zum Lehrmittelzimmer an sich, in das ich mich gerne zurückgezogen hatte zu Käfern und Schmetterlingen – auf Nadeln gespießt; zu Vögeln und Nagern – ausgestopft und auf Äste geleimt; zu Rolltafeln der Biologie und Physik und zum „Apparat zur Erzeugung der Reibungselektrizität“, dessen Schwungrad,

surrend auf Tour gebracht, alle lustig zappeln ließ, wenn sie die Kupferpole berührten.

Dieser Raum war mir fortan verschlossen, ich empfand es nicht als Verlust. Dafür weitete sich meine Neugier, denn mir wurde bewußt, was der Tondichter *im deutschen Volk* vermißt hatte, als ich Georg Büchners „Woyzeck“ und „Danton“ las, Werke des früh verstorbenen Dramatikers vom Geburtsjahr Wagners, dessen Eintreten für ein *Reich der Gerechtigkeit* mit seinem „Hessischen Landboten“ ihn mit dem sächsischen Komponisten in eine Reihe stellte. Welch erschreckendes Omen, wenn nach zwei mörderischen Weltkriegen eines halben Jahrhunderts die Chance noch immer gering zu sein schien, dem *Zuwachs zerstörender Kräfte und Stoffe* für die Kriegführung Paroli zu bieten, auszuschließen für immer, daß nicht „alles durch ein unberechenbares Versehen in die Luft fliegen“ kann. So hatte es Wagner 1880 in seinem Aufsatz „Religion und Kunst“ formuliert, und die Wieland-Sage der „Edda“ als *Fanal zur Überwindung der auf der Herrschaft des Goldes und Geldes gebauten Gesellschaft* verstanden, die Thomas Mann später als eine Welt sah, in der eine „von Verdummung trunkene, verwahrloste Menschheit unterm Ausschreien technischer und sportlicher Sensationsrekorde ihrem schon gar nicht mehr ungewollten Untergang entgegentaumelt“. Es ist dies der Befund des Nobelpreisträgers in seinem „Versuch über Schiller“, enthaltend das Exzerpt seine Rede im Schillerjahr 1955 im Weimarer Nationaltheater, die ich vorm Radio mit großer Erregung gehört und später im Gesamten gelesen hatte – mit Beklemmung, weil das Wort des Dichters so erschreckend aktuell geblieben war: „Zwei Weltkriege haben, Roheit und Raffgier züchtend, das intellektuelle und moralische Niveau (die beiden gehören zusammen) tief gesenkt und eine Zerrüttung gefördert, die schlechte Gewähr bietet gegen den Sturz in einen dritten, der alles beenden würde. Wut und Angst, abergläubischer Haß, panischer Schrecken und wilde Verfol-

gungssucht beherrschen eine Menschheit, welcher der kosmische Raum gerade recht ist, strategische Basen darin anzulegen, und die Sonnenkraft öffnet, um Vernichtungswaffen frevlerisch daraus herzustellen.“

Nach Onkels Tod mußte die Tante die Wohnung im Schulhaus für einen Nachfolger frei machen. Freundliche Leute des Ortes richteten für sie auf ihrem Gehöft eine Einliegerwohnung her, wo ihre Möbel Platz fanden und auch das Klavier, auf dem niemand mehr spielte. Nur der wuchtige Bücherschrank blieb auf der Tenne. Da konnte ich im Sichtschutz der weit offenstehenden Türflügel die „Schönheit des weiblichen Körpers in Photographien nach dem Leben“ von Professor Dr. C. H. Stratz betrachten, mich vertiefen in „Schmeil's Realienbuch der Allgemein-Bildenden Schulen des Königreichs Sachsen“ – im Jahr 1948 noch immer Ersatz für den Mangel an Lehrbüchern – und in Robert Koenigs „Deutscher Literaturgeschichte“ historische Schriftzeugnisse im Faksimile bewundern. Die *Klopper* stopfte ich in meinen Rucksack und sagte der Tante, daß ich sie gerne ausleihen möchte. „Behalt se“, sagte sie mit schelmischem Lächeln. „kannst se in Ruhe schdudiern.“ Da fragte ich gleich nach einem Schlüsselring in der oberen Ecke des Schrankes, obgleich dessen Funktion leicht zu vermuten war. „Zieh doch mal“, sagte sie. Eine Arretierung löste polternd das Gesims und gab ein Versteck frei. Auf die Fußspitzen gereckt, griff ich ins Innere des flachen Kastens und holte heraus, was ich greifen konnte und als Klaras Nachlaß vermutete: ein „Liederbuch“ des Verlags Kunde im sächsischen Mügeln, „The Bull-Finch“, beliebte und bekannte englische Lieder in der Londoner Erstausgabe von 1761 sowie Goethes Gedichte als Doppelband der Cotta-Ausgabe von 1828 mit dem handschriftlichen Schriftzug *Avenarius* auf dem Vorsatzblatt, dem Namen des Leipziger Verlegers, der mit Wagners Halbschwester Cäcilie verheiratet war. Eine abgegriffene Mappe nahm die Tante an sich, klappte sie erst am Tisch auf und

legte historische Photographien von Klara und Heinrich Wolfram heraus, Aufnahmen der Chemnitzer Ateliers Arnecke und Igel. „Das sind se“, sagte sie: Klara im Damastkleid mit Spitzenkragen und Heinrich im Gehrock mit Halschleife auf weißem Hemd, vor der Weste die Cordel des Lorgnons. Auffällig nur, daß er die Speckdeckel genannte Ledermütze aufbehalten hat. „Als Zeichen seines Berufsstandes vermutlich, meinte die Tante. Der einst geschätzte Bühnensänger stellte sich an die Seite der Fuhrleute, die ihm zu Diensten waren.“ Das bekannte Wagner-Porträt des Pariser Ateliers hatte ich wieder überm Klavier bemerkt. „Die Tante hält 's heilig“, spöttelte mein Vater, „sie möchte es dem Sohn ihrer Schwester in Schleswig zudenken.“ Dem fiel nach dem Tod der Tante im Juni 1956 nichts Besseres ein, als es zu verscherbeln. Gertrud Strobel, die Bayreuther Archivarin, teilte mit, daß ihr dieses Porträt vom Erben angeboten worden sei. „Es befindet sich in einem vergoldeten Rahmen und war inwendig so schmutzig, daß ich's erst einmal gereinigt habe. Allem Anschein nach war es aus dem Rahmen genommen gewesen und provisorisch mit Klebestreifen wieder festgemacht; dabei geriet der Aufhänger nach unten.“ Das erinnerte mich an Tantes Vermutung, daß dem Bild vielleicht etwas hinterlegt gewesen sei, eine Locke vielleicht oder eine Handschrift? Weil in Bayreuth schon eine Vergrößerung dieses Fotos vorhanden war und ich mir den Erwerb nicht leisten konnte, kam es in fremde Hand wie hundert Jahre zuvor Bücher altdeutscher Literatur, die Richard als Schüler des Leipziger Thomas-Gymnasiums von seinem Onkel, dem Philologen Adolph Wagner, in Hoffnung auf eine künftige Nutzung geschenkt worden waren. Schwager Brockhaus, der Verlagsbuchhändler, übernahm sie nach Wagners Flucht zur Tilgung von Wagners Schulden, während die Biedermeier-Möbel, wie von Minna gewünscht, der Dresdner Violinist Eduard Rappoldi erhielt, bei dessen Nachkommen sie im Februar 1945 ein Opfer des Bombeninfernos wurden. Und wo

ist der Flügel, den Richard seiner Schwester Klara brieflich versprochen hatte? Es hätte dies auch Gegenstand des Gesprächs im Haus Wahnfried gewesen sein können, damals, während meine Eltern mit mir im Bayreuther Hofgarten spazierengingen.

Ums Jahr 1960 wollte mir mein Vater auf dem Chemnitzer Schloßfriedhof einige Grabsteine und Denktafeln zeigen, die mein Urgroßvater mit seinem Monogramm signiert hatte. Während seine Frau im Wirtshaus an der Schloßbergstiege Gäste betreute, schlug er, der Steinmetz, Lettern und Ziffern in Steine, schliff Namen und Daten auf Marmorplatten, gab Menschen ein letztes Wort, die auf dem Friedhof beerdigt wurden oder anderswo wie Tante Marthas Großvater, der als Maschinenbauer in die Neue Welt gegangen war. „Für ihn gab es auch eine Tafel. Wo ist sie?“, fragte mein Vater nachdenklich sich selbst. „Und ist nichts ehrend Erinnerndes für Klara und für ihren Mann Heinrich zu finden?“, wollte ich wissen. Immerhin hatte er das *politisch gefährliche Individuum* mit hohem persönlichem Risiko bei Nacht und Nebel in außersächsische Sicherheit kutschiert und vor einem zermürbenden Schicksal bewahrt, wie es Freund Röckel als „Gnadenakt“ beschieden war: Dreizehn Jahre in *Waldheim*, keineswegs einem friedlichen Quartier in duftendem Forst. Daß es für Heinrich Wolfram ein Gedenken wie auch für seine Frau Minna gegeben hat, eine Marmortafel vielleicht, ist zu vermuten. Klara war während eines Besuchs bei ihren Verwandten in Leipzig gestorben und auf dem Johannisfriedhof vorm Chemnitzer Stadtkern beigesetzt worden wie auch Heinrich, der ihr vorausgegangen war. Nach Auflassung des historischen Gottesackers um die Jahrhundertwende hatten die Denkmale auf dem Schloßfriedhof einen Platz erhalten. Den Wortlaut des Erinnerns an Klara hielt das „Chemnitzer Tageblatt“ fest:

Hier ruhet unsere geliebte Mutter
Klara Wolfram, geb. Wagner
29. 11. 1807 – 17. 3. 1875

Der Zufall spielte mit: Hundert Jahre nach Klaras Tod besuchten wir den Schloßberg, um unserer elfjährigen Tochter einen Eindruck von der einst kurfürstlichen Anlage zu vermitteln, Resten in späteren Bauten. Auch war es der Wunsch meines Vaters, Erinnertes aus der Familie weiterzugeben – wenige Wochen vor seinem überraschenden Tod. Er hatte Fotos und Dokumente bereitgelegt, meiner Mutter scherzend die *unechte Granatkette* umgehängt und überraschend Kartons auf den Tisch gestellt mit dem durch Knüllpapier geschützten Porzellan *Rote Rose mit Schwanenhals* aus Tante Marthas Nachlaß, dem Schicksalsgeschenk der Schwester Klara an die Schwägerin Minna. Das Erscheinungsbild des Friedhofs hatte sich verändert. Auf Grabmalen, von Wildwuchs befreit, lasen wir bekannte Namen, aber nicht die, welche wir vor allem zu sehen gehofft hatten wie Louis Schönherr, der Heinrich Wolfram mit dem Einstieg in die Geschäftsführung seiner florierenden Webmaschinenfabrik im Weichbild der Stadt den Ausstieg aus der brotlosen Bühnenkunst ermöglicht hatte und eine Wohnung auf dem Grundstück seines Betriebes, die dem gehetzten Wagner Stunden der Besinnung ermöglicht hatte, bevor Heinrich Wolfram zur nächtlichen Flucht anspannen ließ. Geschichte in Geschichten. Aber die erhofften Namen fanden wir nicht. „Na, warten se mal ...“, sagte der freundliche Friedhofmeister. Sein Zeigefinger verharrte im abgegriffenen Registerbuch auf Nummer 165. „Hier is dor Carl Hermann Roscher, gestorm am 22. April 1919. De Zeit war abgeloofen. Abor Heinrich Wolfram, der Retter ...“ Der Mann blätterte beharrlich vor und zurück: „Wolfram, Wolfram, Wolfram – nüscht. *Ehre ihm ewiglich*, hab auf einer Platte gestanden, sachten se?“ Ich bejahte es. „Sehn se, un dafür is es nu ooch ze spät. So spielt ähm ’s Läm.“

Das magische Auge

Durchmarsch

Im Frühsommer 1944 bekam mein Vater den Marschbefehl. Bei seinem letzten Urlaub vor der *Landverschickung*, es waren vier Tage übers Wochenende, sagte er, bevor er auf dem Chemnitzer Südbahnhof in den Zug stieg, ich solle zur Landkarte Europas, die ich an die Dachschräge unserer Bodenkammer gehängt hatte, auch den Michelin-Plan von Frankreich hinzufügen. Er wisse allerdings nicht, in welche Richtung es gehe; vielleicht bleibe er auch noch einige Wochen in Zeitz, was er sehr hoffe. Er habe jedoch eine Vermutung, weswegen ich außer Stecknadeln mit roten Köpfen für den aktuellen Frontverlauf, weißköpfige für seine Aufenthalte bereithalten solle. Leider dürfe er mir immer nur indirekt Hinweise geben. Ich müsse in seinen Briefen auf *Stichworte* achten und sie durch Blicke ins Konversationslexikon und auf die Landkarte entschlüsseln. Das Herumlesen im Knaur, meine Lieblingslektüre damals, war kein Problem, verbrachte ich doch ohnehin manche Stunde mit dem in blaues Leinen gebundenen Nachschlagwerk, las mich darin fest und verlor Zeit, die ich für anderes brauchte. Meiner Mutter war's auch nicht geheuer: „Sitz nich immer mit een un demsel'm Buch rum!“

Allerdings konnte mein Vater nicht ahnen, daß ich nicht herausfand, ob sich hinter manchem Begriff etwas verbarg. Daß er, als er dann doch „verschickt“ worden war, mit dem Namen Corot und dem Hinweis auf die Landschaften der Maler von *Barbizon* eine Chiffre geschickt hatte, konnte ich vermuten wie auch mit der Empfehlung, nicht nur Storms Novelle vom „Kleinen Häwelmann“, sondern vor allem Jo-

hann Peter Hebels „Bergwerk von *Melun*“ im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ zu lesen: „... steht im Bücherschrank!“ Den Ortsnamen hatte er mit feuchtem Kopierstift verstärkt. Da brachte mich die Abweichung vom Original, dem schwedischen *Falun*, auf die Fährte. Barbizon und Melun – ich konnte die weißköpfigen Nadeln vier Zentimeter südöstlich der französischen Hauptstadt ins Kartenpapier spießen. Schwieriger war es dann schon, einen Hinweis auf Cézanne zu deuten. Bilder von dem Maler, der auch im Lexikon nur mit wenigen Angaben vorkam, hatte ich noch nicht gesehen, doch einen Ort gleichen Namens gefunden – er schrieb sich mit S statt mit C – , so daß ich auf ihn eine weiße Nadel spießte wie bald auch auf Reims, die „Krönungsstadt der französischen Könige“. Einen Ort namens La Brosse-Montceaux, von dem eine Karte mit der Ansicht von einem Schloß eintraf, konnte ich jedoch überhaupt nicht entdecken, so sehr ich auch suchte. Außerdem gab es in den Briefen an meine Mutter noch andere Winke, die mir wichtiger vorkamen, bevor als verfrühter Geburtstagsgruß an mich – *wer weiß, wann's wieder klappt* – eine Ansicht von Arlon in Luxemburg gekommen war. Da hatten sich die Weißkopfnadeln zu einem Pfad in nördliche Richtung gereiht, was erkennen ließ, daß es jetzt, wie meine Mutter sagte, *mit Rückwärts vorwärts* geht: „Saarlautern liecht schon in Deutschland, Deutsch is de Saar, nu kommt Papa beschimmt bald heim.“ Das war ein Irrtum. Er sollte zunächst noch *die Amerikaner schlagen*. Dazu schickte man ihn bei Düren in eine *aufreibende* Feldschlacht, die fünf Monate dauerte und zigtausend Leben kostete: Hürtgenwald. Die deutschen Verluste wurden geschätzt. Ihre Gebeine fand man später einträchtig neben denen ihrer vermeintlichen Feinde.

Bevor er *ingerückt* war, hatte er mir noch weitere Anweisungen gegeben: Mama immer zu helfen, in der Schule fleißig zu sein, den Laubfrosch zu füttern – möglichst mit selbstgefangenen Fliegen –, *meinen Mann zu stehen* und, falls

notwendig, Onkel Curt in Limbach um Rat bitten. Ausgerechnet ihn sollten wir fragen, nicht Onkel Bruno, den vornehm besonnenen Uhrmacher, sondern den skurrilen Wirk- und Webmeister, dessen Ansichten mit denen meines Vaters oft nicht übereingestimmt hatten. Bei Besuchen hatte ich beide auf 'm *Gannapee in dor guden Stub* erregt diskutieren sehen, hatte den Sinn ihrer Argumente nicht verstanden, aber deren Brisanz gespürt. Onkel Curt hing, was ich später erfuhr, seit seiner Jugend sozialistischen Vorstellungen an, während mein Vater im Jahr der Olympiade gemeint hatte, als *nationaler Sozialist* auch nichts Schlechtes zu wollen, was der Onkel relativierte: *subjektiv ja, objektiv nein*. „Bist gelschts, Max, obglei 's Kuhauge gor ne richt'ch zu dir paßt.“ Dabei vermied es mein Vater ohnehin, das runde Parteiabzeichen mit dem Hakenkreuz ans Revers zu stecken, da war ihm der kleine Beamtenadler lieber, um am „Tag der nationalen Arbeit“ *auch was dran* zu haben. ZUERST DEUTSCHER, DANN ERST BEAMTER! – hatte auf einem Spruchband in riesigen Lettern über „seinem“ Bankhaus in der Poststraße gestanden. Er hatte Sorge, Nachteile in Kauf nehmen zu müssen, was er sich nicht leisten konnte. Sein Vater, wohlbestallter Prokurist einer florierenden Industriebank, war früh gestorben; die Mutter, nach überstandener Spanischer Grippe von Betreuung abhängig und nun in Euthanasie-Gefahr; drei jüngere Geschwister in Ausbildung. Da wurde es knapp für den *Vorstand* einer jungen Familie, die, wie 1939 im Volks-Brockhaus zu lesen, als *Bewahrerin der Volkskraft* ausgerufen worden war.

Onkel Curt, ein drahtiger Tausendsassa, wurde anders geschätzt: Er konnte alles und machte alles – manchmal auch das Gegenteil des Erhofften –, hatte *ne große Gusche*, die er *lautstellte*, wenn er Komisches *raushaute* oder Abträgliches, weswegen er zu Familienanlässen gerne *vergessen* wurde. Ich mochte ihn und seinen grotesken Humor, liebte ihn, weil er *Musik machte*. Er spielte alles, was zum Klingen gebracht

werden konnte, besonders gerne die *Schnauzenhobel*, Mundharmonikas, von denen er manchmal die eine oder andere in eine ans Banjo geschraubte Zwinge drückte, um beide Instrumente gleichzeitig spielen zu können. *Un für de Beene bau 'ch och was*. Bald hatte er Schneidbrettchen als Wippen über Kochlöffelstiele geschraubt, um durch Schnüre sein High-Hat bedienen zu können, das er *Heichet* nannte, eine Kombination mit Topfdeckeln. Der mißtraute allerdings meine Mutter, obgleich sie doch meinte, daß *dor Curt ähm alles kann*, was mein Vater ergänzt hatte: *Wenn ooch alles nich richt'ch; hoffentlich kloppt er nich de Emaille ab*. Aber das hatte der Onkel nicht vor und deswegen Blechstürzen aus dem Topfschrank genommen, *reenes Blech*, hatte er gesagt und mit dem Knöchel dran geklopft.

Mich beeindruckte, daß man, wenn man sich der Karlstraße näherte, aus einem Fenster der Häuser eine Band hören konnte. Man hätte kaum vermutet, daß Onkel Curt *Komm in meine Liebeslaube* allein spielte. Und als ich die Mundharmonika, die, wie er meinte, *jeder Debs kann*, auch auf Anhieb beherrschte, war Tante Alma klar, daß *dor Schunge ä Wunnerkind is*. Bald gehörten *Der Jäger aus Kurpfalz* zu meinem Repertoire wie der *Radetzkymarsch*, den ich mit der Zunge rhythmisierte, so daß der Onkel überzeugt war, ich könne bestimmt auch *zithern*. Ich hatte ihn fragend angeguckt: „Na, Junge, nich ziddern wie bibbern, sondern ä hartes Dee wie Domade, un dann ä Haa wie Hose.“ Er schob ein Blatt mit der Tonfolge unter die Saiten, steckte mir den „Schlagring“ über den Daumen, und gleich ging's los. Bald spielte ich das *Volga-Wolga-Lied*, das auch auf Flotows *Martha-Martha* paßte, von der Onkel Curt singend behauptete, daß sie entschwunden sei und mit ihr sein Portemonnaie. Ich meinte, *Bordmonäng* gehört zu haben. Überhaupt kam ich mir an diesem Tag mit Zittern und Bibbern wie der besoffene Rabe Hans Huckebein von Wilhelm Busch vor. Aber der Onkel hatte mich auch gelobt: „Hast scheen rhythmisiert.“

Im Frühling 1944 hatte meine Mutter per Feldpost meinem Vater eine, wie ich meinte, sinnlose Frage gestellt: „Wie soll das mit uns weitergehen?“ Mir war es nicht gelungen, sie ihr auszureden. Eine Antwort war kaum zu erwarten gewesen. Außerdem hatte ich auch die Befürchtung, in einer Antwort meines Vaters Verstecktes entschlüsseln zu müssen. Doch schrieb er nur: „Grüßt Onkel Curt und 's liebe Amel“, Tante Alma, die ältere Schwester meiner Mutter. Wir hätten gleich losradeln können, aber ich meinte, daß wir es uns sparen können: „Papas Gruß ist die Auskunft“, sagte ich und zeigte ihr vor der Landkarte an der Kammerwand die *Großwetterlage*. Dennoch wollte sie auf die Meinung des Schwagers nicht verzichten. Und dieser Besuch wurde für mich bestimmend.

Wie alle meine Freunde war auch ich ins Jungvolk aufgenommen und Pimpf geworden. Die obligate Uniform – Braunes Hemd mit Brusttaschen, schwarze Hosen, Leder Gürtel mit Koppelschloß, Schulterriemen und Flechtknoten fürs Halstuch – hatte meine Mutter gekauft. Der Preis war moderat gewesen. Aber das Fahrtenmesser erforderte eine zusätzliche Ausgabe. „Da rupf mal deine Sparbüchse.“ Gerade auf den Dolch, den man erst nach bestandener *Pimpfenprobe* tragen durfte, war ich begierig. Man bekam ihn bei der Vereidigung feierlich in die Hände gelegt, die Klinge ein Stück aus der Scheide gezogen, sichtbar die Formel „Blut und Ehre“. Mir wurde erlaubt, ihn schon vorher am Koppel zu tragen, weil ich beim Schießen mit dem Luftgewehr das Zentrum der Scheibe zu einem einzigen Loch zerfranst hatte. Ich galt als *besten Schütze des Fähnleins* und wurde in die Südkampfbahn befohlen, um SA-Männern was vorzumachen. Es war mir peinlich, auch weil ich natürlich nicht gesagt hatte, daß das gute Schießergebnis meiner Kurzsichtigkeit zu danken gewesen war. Ich hatte ohne Brille gezielt und einfach *aufs Schwarze geballert*, das übergroß hinter Kimme und Korn stand. Nun erschrak ich über den Hall der Klein-

kaliberschläge in der Schießbahn. Dreimal mußte ich mich *bewähren*, danach wurde mir das selbstgekauft Fahrtenmesser in die Hände gelegt. Nun konnte ich mithalten, wenn die Hartmannsdorfer Jungen mit Gartenhippen aus Holunderstrauchästen Flöten schnitten.

Doch währte meine Freude nicht lange. Als die anderen das Messer tragen durften – sie hatten den *Lebenslauf unseres Führers* auswendig gelernt und brav niedergeschrieben –, hatte ich das Wiedergeben eingetrichterter Texte für Stuß erklärt und damit meine *Pimpfenprobe* verspielt. Ich mußte froh sein, nicht zum Ausmisten in den Harthauer Schweinestall kommandiert zu werden. „Wenchstens 's Leben vom Führer hätt'ste doch uffschreim könn“, meinte mein Freund Joachim. „Nu wissen se, wie de denkst.“ Das stimmte. Vor allem wußte ich nun, daß ich vorsichtig sein mußte. Ich gab diese Erkenntnis auch an Onkel Curt weiter, der gerade mit Lachen erzählt hatte, daß er 'm Friseur empfohlen habe, 'm Müller Max mit sei'm Kuhoche 'n Scheitel nach rechts auf die Hitlerseite zu legen, verdient und ehrenhalber.

Wir, meine Mutter und ich, hatten an dem Tag, an dem wir Tante Alma und Onkel Curt besuchten, die Rückfahrt im Hellen versäumt. Die Scheinwerfer unserer Fahrräder waren nach Luftschutzvorschrift zu einem Schlitz verklebt, so daß man im Dunkeln gesehen werden, selbst aber Unebenheiten der Straßen kaum wahrnehmen konnte. Wir beschlossen, die Nacht in Limbach zu bleiben. Da verzog sich der Onkel in die Kammer, wo ein Gastbett war, während meine Mutter mit ihrer Schwester in der Küche babelten. Kaum hatte ich mich auf dem Sofa ausgestreckt, erschienen sie unter der Türe und fragten, ob ich noch was hören wolle. „Klar“, sagte ich, „wenn's interessant ist“, wunderte mich nur, daß sie das Radio nicht anschalteten. „Die Musiker sind oben“, sagte die Tante. Wir kannten sie, Freunde aus der Nachbarschaft, mit denen sie ab und zu *aus der Lamäng* musizierten. „Die Woche is nachts außerm Dackel unten keener

im Haus“, sagte die Tante. „Da könn’ mor Krach machen.“ Aber warum in der Kammer, überlegte ich.

Dort warnte mich jemand gleich beim Eintreten: „Stolper nich über’n Zerrwanst“. Dabei war die Ziehharmonika trotz des schwachen Lichts gar nicht zu übersehen. Die anderen Instrumente – Gitarre, Banjo und Zither – lehnten in der Ecke, und der Onkel warnte mich, von dem, was ich gleich hören würde, nie jemandem was zu erzählen: „Sonst geht mir’s an ’n Kragenknopp“. Dann rückten alle an einen aus der Ecke vorgezogenen Tisch, Tante Alma schlug eine Schlafdecke zurück und gab einen hohen Holzkasten mit der Aufschrift *Singer* frei, in dem jedoch keine Nähmaschine, sondern ein Radio namens *Saba* stand. Ich sah eine Hand am Stellrad des Suchers, an dem ein bekanntes Warnschild den Empfang von Feindsendern bei Strafe verbot, während die andere am Regler Nachrichten hinter auf- und abschwelldem Rauschen so leise wie möglich zu halten bemüht war.

An diesem Abend im März 1944 hörte ich nach Meldungen vom Kriegsgeschehen eine sonore Stimme. Ein berühmter Schriftsteller spricht, sagte einer. Ich kannte seinen Namen schon, hatte mal ein Buch von ihm aus dem Bücher-schrank meiner Eltern gezogen, „Buddenbrooks“, lustlos darin geblättert und wieder zu Gustav Freytags „Soll und Haben“ zurückgeschoben. Und nun: *Deutsche Hörer!* Mit dieser Anrede verstand auch ich mich angesprochen, und erfuhr, daß „der totale Krieg mit seinen Bombardements deutscher Städte aus der Luft und der Jammer, den sie für die Zivilbevölkerung mit sich bringen, ein Problem des öffentlichen Gewissens“ sei und ein schweres, beunruhigendes und belastendes Dilemma. Es helfe auch wenig, sich zu sagen, daß man der äußersten Brutalität eben nur mit äußerster Brutalität begegnen kann; daß hier Nemesis walte und es sich kaum um ein Tun, vielmehr um ein rächendes Geschehen handelt. Der Kommentator hatte es hinterfragt. Doch müsse das faschistische *überdimensionierte Lustmördertum an der*

Wahrheit mit seinen Begriffsverdrehungen der Nazi-kontrollierten Presse ausgelöscht werden um jeden Preis und mit allen Mitteln im „Verzweiflungskampf der Menschheit, bei dem diese nicht fragen darf, ob sie selbst etwa im Kampfe Schaden leide“.

Nemesis – ich war mir nicht sicher gewesen, den Begriff mit *Zahn um Zahn* richtig zu deuten. Die Assoziation, Gerechtigkeit in einer Spirale des Tötens auch unzähliger Unschuldiger als ausgleichend verstehen zu sollen, verschreckte mich, denn ich sah uns unter den Geopferten, obgleich wir die flächendeckende Bombardierung noch nicht erlebt hatten. Die warf uns erst ein Jahr später zu Boden, als wir fürchteten, daß der nächste Einschlag unser Leben beenden würde. Die Bewohner des Hauses hatten endlos *Herr, der du bist im Himmel, dein Wille geschehe* gemurmelt, bis ihnen die betäubenden Detonationen und beängstigenden Erschütterungen bewußt machten, daß der Herr seinen Himmelsplatz den von den Nazis so bezeichneten „Lufthunnen“ überlassen hatte.

Beim Lesen der Ansprachen Thomas Manns, fand ich Jahre später den Text, der mich in der Dachkammer so stark erregt hatte. Hätte Thomas Mann das Opfern Unschuldiger und Unbeteiligter als *Ultima ratio* kurz vor *Ultimo* nicht doch prinzipiell in Frage stellen sollen? Der Abwurf der Megabomben, die Zerstörung und Verstrahlung zweier japanischer Städte geschah im August 1945. *Freund Hein* schwang die Sense und mähte auf einen Streich hunderttausend Menschen, sie können nicht alle Kriegsverbrecher gewesen sein. Finalschlag nannte man es, und in der Tat endete der Weltkrieg, der zweite im Zeitraum eines halben Jahrhunderts, *auf einen Schlag*. Hätte er angedauert, hätte es Berlin treffen können oder Chemnitz, das *sächsische Manchester*, oder München, die *Stadt der Bewegung*, oder die *Messestadt* Leipzig. Um deutlich zu machen, wer auf der Welt künftig das Sagen hat, waren die Strategen des amerikanischen Luftkommandos

(SAC) fleißig geblieben. Im Jahr 1956 hatten sie für den Fall eines Krieges mit der Sowjetunion in einem Planungsdokument knapp hundert Atomwaffen für Ost-Berlin und sein Umland festgelegt. „Ziele waren vor allem Militäreinrichtungen, Industrieanlagen und Infrastruktur, aber ausdrücklich auch die Bevölkerung.“, wie die „Berliner Zeitung“ zu Weihnachten siebzig Jahre nach Kriegsende unter Berufung auf die „New York Times“ berichtete. Vermutlich hatten die Hörer am Radio in der Dachkammer vor allem Thomas Manns Apotheose interessiert, die durch den Abdruck im Buch zitierbar wird: „Europa wird sozialistisch sein, sobald es frei ist. Der soziale Humanismus war an der Tagesordnung, er war die Vision der Besten in dem Augenblick, als der Faschismus seine schielende Fratze über die Welt erhob. Er, der das wahrhaft Neue, Junge und Revolutionäre ist, wird Europa seine äußere und innere Gestalt geben, ist nur erst der Lügenschlange das Haupt zertreten.“

Das erinnerte mich an die Gespräche meines Vaters mit Onkel Curt vor dem Krieg auf'm *Gannapee in dor guden Stube*. Obgleich ich die Tragweite solcher Vision noch nicht begreifen konnte, verstand ich doch, worum es ging: um Krieg oder Frieden, Tod oder Leben. Es wühlte mich auf und verkrampfte sich in mir, zwang mich, aus der Kammer zu rennen, die Treppe hinab zum *Plumpskelo*, auf dessen blankgerutschtem Sitzholz ich dann hockte, überwältigt von Krämpfen im Bauch und der Gewalt des Erfahrenen, während meine Mutter, die mir in Angst gefolgt war, weinend an der Tür rüttelte und „Du wirscht doch ne etwa ...“ rief und unausgesprochen meinte, zu tun, was *deutschen Jungen* unter Eid befohlen war: *Meldung zu machen*. Danach stand mir der Sinn nicht. Doch wollte ich das, was ich im Radio gehört hatte, ins Bild meines Empfindens und Denkens bringen. Dabei hatte mich ein Konflikt erfaßt, aus dessen widerstrebender Kraft mir um meiner selbst willen Energie zum Widerstehen zuwachsen mußte. Zitternd entriegelte ich den

stillen Ort, um meine Mutter zu beruhigen. Sie saß auf der kalten Steintreppe, den Kopf auf den Schoß gesenkt, weinend. Ich setzte mich daneben, rückte dicht an sie, streichelte ihr beruhigend über den Rücken. „Hab's doch begriffen“, sagte ich, „mußt keine Angst haben, und Onkel Curt auch nicht, keiner wird an seinen Kragenknopf wollen.“ Sie sah mich fragend an. „Na, der Onkel muß keine Angst haben, du auch nicht. Du mußt nicht weinen, ich paß auf dich auf.“ Da drückte sie mich fest an sich: „Aber der Onkel hat doch recht und der Mann im Radio auch.“ Als der Hund des Schuhmachers im Erdgeschoß anschlug, gingen wir zu den Musikfreunden zurück, die in *betonter Unschuld* – das Radio war weggeräumt – Bier aus Tassen tranken. Sie sahen uns fragend an. Meine Mutter gab ihnen mit Kopfnicken ein Zeichen. Ich sagte, um etwas zu sagen, daß ich gerne mal die Zither spielen möchte. „Mach 'n mor, klar, mir gäm ä Konzert, da zitterste“, sagte der Onkel. Wenn er so was *rausgehau'n* hatte, wurde sonst immer gelacht. Diesmal nicht.

Nach dem Krieg fragte ich Onkel Curt, weshalb er damals das Risiko eingegangen war. Thomas Mann habe vom *gefährvollen Hören* seiner Reden in Deutschland gewußt. „Na ja“, sagte der Onkel, „wir haben gemeint, es dir schuldig zu sein: Erziehung zum Läß'n, hahaha.“ Er guckte zu meiner Mutter und fügte hinzu, daß man sich einig gewesen sei, auf Lotte und mich bauen zu können. Daß es mir auf den Leib geschlagen war, habe keiner gemerkt. „Aber Durchmarsch, hahaha – stimmt doch“, sagte er und quittierte es mit einem Reim: „*Besser in die Hose scheißen, als das Maul weit aufzureißen*, hat Luther gesagt.“ Ich vermutete, daß man es in keinem Spruchbüchel finden würde. Manchmal war der Onkel, wie er meinte, *ooch ä Dichder*.

An die Radio-Reden erinnerten sich Tante und Onkel, als wir sie zehn Jahre später mit dem gerade erschienenen Thomas-Mann-Band „Zeit und Werk“ besuchten, in den der Aufbau-Verlag auch die Ansprachen an „Deutsche Hörer!“

einbezogen hat. Ich zitierte einige Sätze vom März 1944. „Da war Herr Mann ganz unserer Meinung“, sagte der Onkel, und die Tante stutzte irritiert, weil sie meinte, ihren Familiennamen gehört zu haben: Herrmann. Da fügte meine Mutter hinzu: „Da hatte der *Herr* Mann so recht wie Curt – und wie du, Alma.“ Solche Äußerung war von ihr selten zu hören. Wir wußten, daß die Tante kaum noch las. Und der Onkel wenig mit einer starken Lupe. Auf dem Bücherbord sah man „Trowitzsch’s Volks-Kalender“, Friedrich Wolfs „Natur als Arzt und Helfer“ und Zirklers „Hausbuch sächsischer Mundartdichtung“ sowie, kaum zu bemerken, eine zerblätterte Broschüre: „Kann Europa abrüsten?“ von Friedrich Engels. Sie stammte aus dem Jahr 1893. Es war dies ein Vorschlag zur Beendigung des Wettrüstens und zur internationalen Befriedung der Welt, der, wäre er ernst genommen worden, der Menschheit den Genozid zweier Weltkriege erspart hätte. Das Büchlein habe immer in der Standuhr gelegen, sagte der Onkel, „*im allzubohen Kastenfuß, in den man sich tief bücken muß.*“ Das sei ein Versteck gewesen, erklärte die Tante, weil es eben keins gewesen sei. „Die Fahnen mit ’m Hakenkreuz, die du immer haben wolltest, lagen oben drauf.“ Ich steckte gerne eine hinter die Halterung der Klingel meines Naether-Dreirads, wenn meine Eltern mit Oma Emma und mir in den Stadtpark spazierten, zum Brunnen mit den wechselnd aufspringenden Fontänen, auf denen bunte Bälle spielten, oder zum Blauen Häusel, aus dessen Fenster ein freundlicher Mann mit weißer Kochmütze Sahne-Eis in Waffeltüten reichte. „Ach, waren das schöne Tage damals in Limbach, wenn die Sonne schien“, sagte meine Mutter. „Und Achim per Radel mit der Hakenkreuzfahne, die Curt nicht gerne sah“, sagte mein Vater. Und der Onkel erwiderte grinsend: „Da sach ’ch nu nüscht mehr, lieber Max.“

Auf dem Hochsitz Umgang mit Scharteken

Wie Onkel Curt in Limbach hatte auch mein Onkel in Chemnitz Spruchweisheiten parat, Helmut, ein Zweimetermann mit einer langsattligen Nase zwischen flachen rotgeäderten Wangen. „Ooch wenn se mich mal’n Kopp kürzer machen wollten, wär ’ch der Größte geblieben.“ An so *trocknem Humor* hatte ich besonderen Spaß. Wurden Familienfotos gemacht, stellte der Onkel sich in die zweite Reihe, beugte die Knie und überragte dennoch alle, die vor ihm standen. „Ach“, sagte meine Mutter, „dor gute Helmut bringt immer so lust’che Sachen off’s Trapez.“ Sie meinte *Tapet*, wußte mit diesem Begriff aber nichts anzufangen. Übrigens schrieb sich sein Vorname mit Doppel-„l“ und mit „th“ am Ende, was mein Vater, wenn er Ansichtskarten schickte, gerne umging, *weil’s wie’ n Schreibfehler aussieht*, sagte er mit listigem Lächeln.

Helmut war Ingenieur für Dampfkraft-Maschinen, übte diesen Beruf jedoch nicht mehr aus, weil diese Formen des Antriebs zunehmend aus der Zeit gerieten, aber auch, weil der Onkel, wie ich hörte, im ersten Weltkrieg einen *Heimatschuß gefangen* hatte, allerdings einen mit Folgen, die sich von Zeit zu Zeit in Erinnerung brachten. Daß er hinkte, suchte er zu verbergen, besonders wenn er mit seiner jüngeren Frau Alice, einer grazilen Schwester meines Vaters, per Arm Tritt zu halten suchte. Von seiner Hände Arbeit war er so wenig abhängig wie von der seines Kopfes. „Er hat’s eben“, sagte mein Vater und meinte damit nicht die bescheidene Invalidenrente, die sein Auskommen sicherte, auch nicht den Erlös zweier Leihbüchereien im Zentrum der Stadt,

Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-355-01925-5

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu ver-
vielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag
Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

www.eulenspiegel.com